

## RAFAEL ALBERTI

### DER VERLORENE HAIN

Ich schreibe dieses neue Kapitel in meinem neuen Haus, Pueyrredón 2474, 9. A. Es ist schon eine Weile her, daß ich das andere in Las Heras verließ, meinen armen kleinen Garten unter den «Bundessternen», der immer schattiger wurde und den scheußliche hohe Bauten immer dichter umringten. Jetzt lebe ich im Licht, über den schönen Bäumen der Plaza de Francia; im Hintergrund sehe ich den riesigen Strom, das Hin und Her der Züge, die Kräne, die Schiffe und das rasche Blitzen der Flugzeuge. Jetzt atme ich frei. Die Sonne geht über meiner Stirn auf. Ich kann zufrieden arbeiten.

Welcher jäh einfallende Schatten trennte mich beinahe unmerklich vom Licht, von der marmornen Form meiner letzten Gedichte, von dem noch nicht fernen Gesang der Brunnen, von meinen Schiffen, Flußmündungen und Salinen, um mich in diesen Schacht der Finsternis, dieses dunkle Loch zu stürzen, wo ich beinahe in Agonie, aber heftig um mich schlug, um einen Weg zur bewohnten Oberfläche, zur reinen Luft des Lebens zu finden?

Gegen mich ganze Welten,  
gegen mich, den Schlafenden,  
Gebundenen,  
Wehrlosen.

Ich konnte nicht schlafen, die Haarwurzeln, die Nagelbetten schmerzten mich, gelber Zorn stieg in mir auf, und ich biß vor brennendem Schmerz ins Kopfkissen. Wie viele wirkliche Dinge, im Helldunkel liegend, hatten mich gestoßen, bis ich wie ein krachender Blitz in diesen tiefen Abgrund stürzte! Die unmögliche Liebe, die in den schönsten Stunden der Hingabe und des Vertrauens verratene; die wütendste Eifersucht, die imstande war, in den schlaflosen Stunden der Nacht das eiskalte Verbrechen zu planen; der traurige Schatten des Freundes, der durch Selbstmord endete, wie ein stummer Glockenschlag gegen meine Stirn; uneingestandener Neid und Haß, die nach außen drängten, platzten wie eine unterirdische Bombe; die leeren Taschen, die nicht einmal mehr dazu taugten, mir die Hände zu wärmen; die endlosen Wanderungen ohne Ziel, im Wind, im Regen, in der Sonnenhitze; die Familie, die gleichgültig blieb oder schwieg angesichts dieses furchtbaren Kampfes, der mein Gesicht, mein ganzes

Wesen zeichnete, so daß ich verfiel, wie ein Schlafwandler durch die Gänge des Hauses strich oder auf den Bänken der Promenaden saß, die kindlichen Ängste, die mich stoßweise überfielen und mir Gewissensbisse, Zweifel, Höllenfurcht brachten, dunkle Echos aus jenem Jesuitenkolleg, das ich liebte und das mich leiden machte in meiner Bucht von Cádiz; die Unzufriedenheit mit meinem bisherigen Werk, meine Hast, etwas, was mich ständig daran hinderte, irgendwo haltzumachen, mir einen Augenblick Ruhe zu gönnen. All das und noch vieles andere; widersprüchliche, unerklärliche, verworrene Dinge. Was sollte ich tun, wie sollte ich sprechen, wie schreien, wie diesem Gestrüpp, durch das ich mich schlug, Form geben, wie sollte ich wieder aus diesem Abgrund der Katastrophen emporsteigen, in den ich gestürzt war? Ich tauchte immer tiefer ein, vergrub mich immer mehr unter meinen Trümmern, mit zerrissenen Eingeweiden, zersplitterten Knochen. Da enthüllten sich mir die Engel, nicht die christlichen, körperlichen, die man auf den schönen Gemälden und Drucken sieht, sondern unwiderstehliche Kräfte des Geistes, formbar nach den schmutzigsten, geheimsten Zuständen meiner Natur. Und ich ließ sie in Scharen los auf die Welt als blinde Reinkarnationen alles Blutigen, Trostlosen, Qualvollen, Schrecklichen und manchmal auch Guten, das ich in mir trug und das mich einhüllte.

Ich hatte ein Paradies verloren, vielleicht das meiner jüngstvergangenen Jahre, meiner hellen frühen, fröhlichen und problemlosen Jugend. Ich war auf einmal wie ohne alles, ohne das Blau hinter mir, meine Gesundheit war wieder stark angegriffen, zerrüttet, ich war im Innersten zerbrochen. Ich begann mich von allem fernzuhalten, von den Freunden, den Zusammenkünften, vom Studentenheim, ja sogar von der Stadt, in der ich wohnte. Ein Gast des Nebels, schrieb ich zu allen Stunden der Nacht, blind tastend, ohne das Licht anzudrehen, mit einem ungewollten Automatismus, einem spontanen, zitternden, fiebrigen Drang, der machte, daß die Verse einander überdeckten, so daß es mir bei Tage manchmal unmöglich war, sie zu entziffern. Meine Sprache wurde schneidend, gefährlich, wie eine Degenspitze. Die Rhythmen sprangen in Stücke, und jeder Engel schwang sich empor in Funken, in Rauchsäulen, in Aschewirbeln, Staubwolken. Aber mein Gesang war nicht dunkel, der wirrste Nebel verfestigte sich, begann zu kriechen wie eine brennende Viper. Die äußere Wirklichkeit, die mich umgab und sich mit der meinen vermischte, schüttelte mein Innerstes mit aller Gewalt und ließ mich durch die Straßen irren wie eine wahnsinnige Lava, ein Komet, der künftige Katastrophen ankündet. Ich war krank, allein. Niemand folgte mir. Ein unsympathischer, verletzender, bissiger, unerträglicher Poet, nach den Äußerungen anderer zu urteilen, die zu mir drangen. Ich be-

neidete und haßte die anderen um ihrer Lage willen: fast alle waren glücklich; die einen bekamen Geld von ihrer Familie, die anderen hatten einen Beruf und konnten ruhig leben; sie waren Professoren und zogen von einer Universität zur anderen, oder Bibliothekare, Beamte in irgendwelchen Ministerien, Angestellte in Reisebüros . . . Und ich? Was war ich? Ich hatte nicht einmal meine Schulbildung abgeschlossen; ich war ein Frettchen in meinem Hause, mit den Meinen verfeindet; ich ging überallhin zu Fuß, trieb umher wie ein Blatt, und durch meine löcherigen Schuhsohlen drang das Regenwasser. Ich wollte arbeiten, etwas anderes tun als schreiben. Damals bat ich mehrere befreundete Architekten, mich als Hilfsarbeiter auf irgendeiner Baustelle unterzubringen. Aber wie denn! Unmöglich! Sie dachten, das sei ein Scherz, eine Überspanntheit, eine Methode, auf mich aufmerksam zu machen. Ich bestand darauf. Kanalreiniger wollte ich werden, Straßenkehrer, das Schlimmste, Bescheidenste, Erniedrigendste . . . Ich wollte entkommen aus dieser Höhle der Dämonen, der langen Schlaflosigkeiten, der Alpträume. Da lud mich José María Cossío ein, eine Zeitlang bei ihm, in seinem Haus in Tudanca, zu wohnen. Zu Pferde, im Schein einer Laterne, kam ich mit ihm dort an, in einer Nacht, in der ein mit Schnee vermischter Regen fiel und die Bäche angeschwollen waren.

In Tudanca, einem Dorf von kaum vierzig Häusern, lebten wir allein, umgeben von armen Bauern. Am späten Nachmittag besuchten uns manchmal der Pfarrer und der Schulmeister, ein intelligenter, geistreicher alter Mann. Das aus Stein und Holz erbaute Haus war schön. Eine gute Bibliothek, Armsessel, Kamine gegen die Kälte, die dort oben im Norden grimmig ist und lange andauert. Das Sonnenzimmer ging auf einen Garten: ein paar Blumen, ein wenig Gemüse. Obwohl es Frühling war, wußte man die Morgensonne zu schätzen, die erst nach einem harten Ringen mit dem Nebel von den Bergen herunterkam. Ich wählte diesen Ort für meine Arbeit, und dort saß ich, um zu lesen und zu schreiben, während Carlota, ein hübsches Bauernmädchen, das im Haus angestellt war, um mich herumstrich und mir von den Bäumen des Gartens her verstohlene Blicke zuwarf. Sie war schüchtern und schreckhaft, aber trotzdem unterhielt sie sich so manchen Morgen damit, mir durch einen Riß in der Decke meines Schlafzimmers Erbsen — zarte Geschosse — auf das Bett zu werfen. Während des Tages war Carlota dann ein scheues Reh, das vor jedem Versuch, es zu jagen, floh.

Einigermaßen zur Ruhe gekommen, vermehrte ich mein Buch um eine nicht geringe Anzahl von Gedichten. Die Dunkelheit der Berge, der Kampf der Winde — des Südwests und des Nordwests — und dazu diese Einsamkeit schenkten mir

neue Engel für diesen Band. Dort in Tudanca geschah es, daß der kurze, gezügelte, strenge Vers unmerklich in einen anderen, längeren überging, der sich den Regungen meiner Phantasie in jenen Tagen besser anschmiegte. Ich schrieb die «Tres recuerdos del cielo» (Drei Erinnerungen an den Himmel), die erste, spontane Huldigung meiner Generation für Gustavo Adolfo Bécquer. (Viel später erst kamen die anderen.) Aber plötzlich ließ ich Finsternis und Engelschwingen beiseite und schrieb eine Ode auf einen Fußballer — «Platko» —, den heldenhaften Tormann in einem Spiel zwischen Real San Sebastián und Barcelona. Es fand in Santander statt, am 20. Mai 1928. Ich fuhr mit Cossío hin. Ein brutales Spiel zwischen Basken und Katalanen vor dem Hintergrund des Kantabrischen Meeres. Es ging um Fußball, aber auch um den Nationalismus. Die Basken spielten mit einer ungewöhnlichen Härte. Platko, ein hünenhafter Ungar, verteidigte wie ein Stier das katalanische Tor. Es gab Verletzte, die Guardia Civil griff mit den Gewehrkolben ein, Zuschauer rannten ins Spielfeld. In einem verzweifelten Augenblick wurde Platko von den Basken so wütend angegriffen, daß er einige Meter vor den Pfosten blutend und bewußtlos, aber mit dem Ball in den Armen liegenblieb. Unter Beifall und Protestgeschrei wurde er von den Seinen auf die Schultern gehoben und vom Platz getragen. Als der Ersatzmann im Tor erschien, verlor die Mannschaft den Mut, aber als sich das Spiel schon dem Ende näherte, nahm Platko wieder seinen Platz ein, schön und stark, mit verbundenem Kopf, bereit, sich erschlagen zu lassen. Die Katalanen reagierten augenblicklich. Binnen weniger Sekunden landete der Ball — und das war das Siegestor — im Netz der Basken, die das Spielfeld unter den wütenden Rufen vieler Zuschauer und dem enttäuschten Applaus ihrer Anhänger verließen. Am Abend feierten wir mit den Katalanen im Hotel. Man stimmte «Els segadors» an und schwenkte Separatistenfahnen. Und ein Mann, der während des Spiels mit Cossío und mir zusammengewesen war, sang hinreißend und mit wahrer Meisterschaft argentinische Tangos. Es war Carlos Gardel.

Mit ihm fuhren wir am nächsten Morgen nach Palencia. Ein kurzer, angenehmer, unterhaltsamer Ausflug. Gardel war ein gesunder, einfacher, warmherziger Mensch. Er war von allem begeistert, was er sah und hörte. Unsere Fahrt durch die Straßen der Stadt verlief nicht ohne Lärm und Aufsehen. Die Namen der Ladenbesitzer faszinierten uns. Es waren rauhe, primitive Namen aus dem römischen und westgotischen Märtyrerverzeichnis. Entzückt und ohne das Lachen zurückhalten zu können, lasen wir: «Posamentengeschäft Hubilibrordo González», «Café Genciano Gómez», «Gemischtwarenhandlung Eutimio Busta-

mante» und dann vor allem: «Cojoncio Pérez, Ersatzteillager». Eine schnelle, glückliche, unvergeßliche Reise. Monate später, als ich wieder in Madrid war, bekam ich von Gardel eine Karte aus Buenos Aires. Er schickte mir neben herzlichen Grüßen seine besten Empfehlungen an Cojoncio Pérez. Wie mich, hatte auch ihn dieser Name am meisten beeindruckt.

Während ich bei Cossío in Tudanca wohnte, besuchten wir auch einige Städte im Norden: Santillana del Mar! Torrelavega, Gijón, Oviedo . . . Von Santillana aus, glaube ich, fuhren wir im Auto zu einer erschütternden Begegnung mit den Büffeln, Hirschen und Wildschweinen der Höhle von Altamira. Es nieselte. Wir hielten am Straßenrand vor dem kleinen Haus des Mannes, der für die Höhle zuständig und, natürlich, ein Pfarrer war. Im Schutz seines roten Schirmes überquerten wir einige ebene, leere Saatfelder, und als wir einen Hang hinuntergegangen waren, standen wir plötzlich vor einer kleinen Tür. Wer hätte das gedacht! Durch sie betraten wir das schönste Sanktuarium der ganzen spanischen Kunst. Im Dunkeln begannen wir, unter die Erdoberfläche hinunterzusteigen. Ein Licht ging an, aber wir gingen weiter durch einen engen Gang, der immer abschüssiger und feuchter wurde. Ich wagte kaum zu atmen und betrachtete die Felswände zu beiden Seiten, um irgendeinen Hinweis auf das zu entdecken, was wir gleich sehen sollten. Nichts. Plötzlich leuchteten einige verborgene Scheinwerfer auf. O Wunder, wir befanden uns schon im Innersten der Höhle, in der erstaunlichsten ausgemalten Höhle der Welt. Auf den großen Steinplatten des Bodens liegend — denn das Gewölbe ist nicht sehr hoch —, konnten wir das riesige Fresko der unterirdischen Meister unseres malerischen Quartärs am besten überblicken. Die Felswände schienen zu brüllen. Da waren, in Rot und Schwarz, dicht gedrängt und glitzernd in der durchsickernden Nässe, die zornig erregten oder ruhenden Büffel. Ein jahrtausendealtes Beben erschütterte den Raum. Er war wie der erste spanische Stierzwinger, aus dem die tapferen Rinder hinausdrängten. Keine Hirten waren auf den Wänden zu sehen. Die Tiere brüllten allein, bärtig und schrecklich in der Tiefe dieser Dunkelheit der Jahrhunderte. Ich verließ die Höhle mit Engeln beladen, die ich oben im Licht freiließ, und ich sah, wie sie sich im Regen emporschwangen, die Pupillen zornerfüllt.

Als ich Tudanca verließ, übergab ich Cossío «El alba del alhelí», denn er hatte sich großzügigerweise erbötig gemacht, das Buch in seiner Sammlung «Libros para Amigos» (Bücher für Freunde) auf seine Kosten zu veröffentlichen . . .

Aus dem Norden eilte ich in den Süden, das heißt nach Puerto, und ich machte nur kurz in Madrid Station. Ich erinnere mich nicht mehr, wer mir die Reise

bezahlte. Fest steht, daß ich meinen Onkel Jesús besuchte, in dessen Haus ich einige Wochen verbrachte, umgeben von Vettern und Basen aller Größen und jeden Alters. Onkel Jesús — längst nicht mehr das Schreckgespenst meiner Kindheit — war ein guter, freundlicher Mann, dem die Bedürfnisse eines jungen Dichters durchaus nicht fremd waren. Eines Abends fragte er mich halb im Scherz, halb im Ernst:

«Möchtest du dir ein paar Peseten verdienen?»

«Natürlich», antwortete ich. «Sag mir, wie.»

«Indem du einige Verse über die Domecqs schreibst.»

«Gut, ich mache ein großes Gedicht über die Geschichte der Firma und den Ursprung ihres Kognaks und ihrer Weine.»

Onkel Jesús, der mit den berühmten Kellereibesitzern eng befreundet und, ich glaube, auch ihr Vertreter für ganz Andalusien war, brachte mich gleich am nächsten Tag nach Jerez, damit ich mich informieren konnte. Nachdem wir durch die besten Keller gegangen waren und die verschiedensten Weine gekostet hatten, speisten wir mit Manuel Domecq, Vicomte von Almocadén, einem sehr liebenswürdigen Andalusier, der seine französische Abstammung nicht verleugnen konnte und sogar Paul Valéry ähnlich sah. Von ihm erfuhr ich alles Nötige für mein Gedicht. In weniger als einer Woche schrieb ich dann ein Lobgedicht in Sextinen, das den Ruhm des Hauses pries. Ich gestehe, daß es mir in der Gemütsverfassung, in der ich mich befand, Spaß machte, es zu schreiben, und daß es meine Ängste ein wenig linderte. Es wurde vereinbart, daß ich es am Ende eines Banketts vortragen sollte, an dem unter anderen eigens geladenen Gästen auch Fernando Villalón teilnahm. Am Vormittag des Festes fand ich mich, wieder von meinem Onkel begleitet, in Jerez ein. Unter dem Arm trug ich mein Gedicht, mit Tusche auf einige Bogen Zeichenpapier kalligraphiert, die ich in eine von mir selbst farbig verzierte Mappe gelegt hatte. Beim Dessert und vor dem letzten Glas, mit dem der Trinkspruch ausgebracht wurde, trug ich das Lobgedicht vor, das alle schweigend anhörten. Als ich geendet hatte und es Domecq überreichte, applaudierten sie. Am Nachmittag besichtigten wir sein Gestüt. Die Pferde — von edelster spanisch-arabischer Rasse — weideten elegant und schön in den weiten Auen des Guadalete. Der Vicomte nahm mich zusammen mit meinem Onkel beiseite und sagte:

«Du kannst dir das Pferd aussuchen, das dir am meisten zusagt. Dein Gedicht hat mir sehr gefallen.»

Ich war sprachlos, wie versteinert. Das Geschenk verlockte mich. Was tun? Ich dachte eine gute Weile nach, bevor ich antwortete.

«Don Manuel», sagte ich schließlich, was fange ich im dritten Stock mit einem Pferd an? Wenn ich noch in Puerto wohnte . . .»

Er lachte.

Am Abend, als wir wieder daheim waren, versammelte Onkel Jesús nach dem Essen seine erwachsenen Kinder, und vor ihren Augen fächerte er auf dem Tischtuch zehn nagelneue 500-Peseten-Scheine auf. Zuerst dachte ich, es wären mehr, aber als ich sie zählte, waren es eben doch nur 5 000 Peseten. Da hätte ich doch lieber das Pferd gehabt.

Ich hatte wegen meines kurzen Abstechers in die Welt des Fußballs und des Weinbaus keine Gewissensbisse. Engel und Dämonen hatten unterdessen weitergewirkt in meinem Innern, und ich holte sie, mit meinem eigenen Blut befleckt, hervor und schloß sie ein in jene Gedichte, die ich nun bald fertig haben sollte. Immer noch in den Schubladen meines Zimmers ruhte und wartete auf seine Stunde «Cal y canto», das Buch, das voll war von den Blitzen der Góngora-Schlacht. Diese Stunde sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Noch im selben Jahr richtete der Verlag der Revista de Occidente eine neue Abteilung für die junge Dichtung ein, und als erstes erschienen «Cántico» (Lobgesang) von Jorge Guillén und die «Zigeunerromanzen» von Federico García Lorca. «Seguro azar», das neue Buch von Salinas, und das meine folgten kurz darauf, aber schon im nächsten Jahr, 1929, in dem ein anderer neugegründeter Verlag (CIAP) auch mein Buch «Engelsgedichte» herausbrachte.

García Lorcas Zigeunerromanzen waren der größte Erfolg des ganzen Jahrzehnts. Schon vor seinem Erscheinen hatte Lorca einen Teil des Weges zu diesem Ruhm zurückgelegt, dessen Geheimnis in der — manchmal in ein dramatisches Mysterium gehüllten — Klarheit der Gedichte lag. Max Aub, ein im stillen wirkender Schriftsteller dieser Generation, der seine besten Leistungen auf dem Gebiet des Theaters, der Erzählung und der Kritik erst Jahre später und vor allem jetzt, im Exil, geben sollte, sagte sehr treffend: «Mit der Romanze Federicos kehrt die Geschichte zurück, kehrt die dramatische Erzählung zurück, kehrt zur spanischen Poesie eine Strömung zurück, die unterdrückt worden war vom Modernismus, vom l'art pour l'art all jener, die Anekdote und Poesie (so, wie sie sie verstanden) nicht miteinander vereinen konnten oder wollten.» Aber die Romanze hatte schon Juan Ramón Jiménez wieder eingeführt; sie war, angesichts der harten und launenhaften metrischen Formen des Modernismus, sein großer beschwingter, geschmeidiger, musikalischer Fund. Und kurz nach dem Dichter aus Huelva war Antonio Machado erschienen mit «La tierra de Alvar González (Das Land des Alvargon-

zález), einer schrecklichen kastilischen Geschichte ganz im Stil der Romanze. Die Romanze Federico García Lorcas ist jedoch etwas ganz anderes: Die Anekdote, die tatsächliche Begebenheit ist beinahe immer mit einem Geheimnis beladen und entzieht sich bisweilen — wie in «Somnambule Romanze» oder in «La pena negra» («Romanze von der schwarzen Pein») — jeglicher eindeutigen Erzählabsicht. García Lorca stellte zusammen mit Juan Ramón Jiménez und Antonio Machado auf die Steine des alten spanischen Romancero einen neuen, seltsamen, festen Stein, der zugleich Stütze und Krone der alten kastilischen Tradition ist. Das war das Neue, das er brachte, und das trug ihm seinen aufsehenerregenden Erfolg ein. Der Erfolg Jorge Guilléns «Lobgesang» war anderer Art, aber unbestreitbar ein Erfolg. Trotz allem, was man damals sagte (und was einige noch heute sagen mögen), nämlich im Hinblick auf die Einflüsse oder die Neigungen, war die Dichtung Jorge Guilléns, so wie sie in seinem Buch hervortrat, eine der persönlichsten Spaniens. Und entgegen der Ansicht vieler war es eine klare, optimistische, freudige, eine Dichtung wie ein in einem Zuge gezeichneter Kreis, eine überschwengliche, lebendige, bewundernswerte Dichtung. Ihre scheinbare Schwierigkeit lag im Duktus. (Nicht jeder begreift die Schönheit eines Kreises, wenn es nicht ein Zirkel, sondern eine Hand mit einem zitternden Puls war, die ihn, ohne abzusetzen und in vollkommener Linie, zog.) Keineswegs eine vorfabrizierte Poesie, wie Juan Ramón Jiménez böswillig andeutete, als er sie angriff. Eine Poesie vielmehr, die den Dingen selbst entsprang, in dynamischer Ekstase vor einer transparenten Welt, in der sich sogar die Schatten, von Licht überflutet, abzeichnen. Ein ewig junger Dichter, geschmeidig, sicher, kraftvoll in seinem Gesang, der immer höher stieg und heute, von seinem Zenit aus, besser als irgendein anderer die Wirklichkeiten der Erde und unter diesen die schreckliche Wirklichkeit Spaniens zu sehen vermag. Man lese aufmerksam «Maremagnum» (Unendlichkeit), das letzte Buch Guilléns, das — welche Ehre! — die Zensur Francos verboten hat und das so etwas wie die neue große Strophe seines «Lobgesang» ist. Nichts, worüber man sich wundern müßte bei einem Dichter, der von Anfang an allem aufgeschlossen war.

Aufbrechen endlich, aufbrechen  
Zum Ruhm, zum Morgentau  
— Gewiß schon die Hoffnung,  
Schon unheilvoll das Ungestüm —

Doch über den Guillén von heute werde ich in den nächsten Büchern dieser Erinnerungen sprechen.



Jetzt möchte ich zurückkehren zu Machado und zu meiner zweiten Begegnung mit ihm im Café Español, einem alten Café aus dem 19. Jahrhundert, das gegenüber der einen Seite des Teatro Real in Madrid lag, in der Nähe der Plaza de Oriente. (Ich entnehme diese Erinnerung meinem «Imagen primera de . . .») Trübe, schwarz angelaufene Spiegel fingen die Schatten spukhafter Damen in Trauerkleidung, einsamer Herren mit altmodischen Kragen, armer Mittelstandsfamilien mit schon verblühten heiratslustigen Töchtern, traurigen Blumen, ein, die sich gegen den abgewetzten Samt der Sessel drückten.

Ein blinder Musiker, ein guter, wie die Stammgäste versicherten, spielte Klavier, während ein rundliches Mädchen von Tisch zu Tisch ging, um sich von den geistesabwesenden Bewunderern ihres Vaters einladen zu lassen — zu einer Tasse Kaffee mit einem Stück Toast und einem verstohlenen Streicheln. Von der herbstlich kalten, regennassen Straße aus erkannte ich durch die erhellten Scheibengardinen undeutlich die Silhouette Machados, und ich trat ein, um ihn zu begrüßen. Ich kam gerade aus einer intimen kleinen Buchhandlung, deren Besitzer, ein guter Freund von uns allen, mir eine seltene Ausgabe der Gedichte Rimbauds besorgt hatte, und ich war an diesem Nachmittag kindlich glücklich, weil ich dieses Bändchen in der Tasche meines Überziehers wußte, in die ich es gesteckt hatte, um es vor dem Regen zu schützen. Machado begrüßte mich sehr freundlich, und er bot mir gleich einen Platz an seiner Seite an, während er mich seinen Tischgenossen vorstellte. Sehr stolz und selbstgefällig zeigte ich ihm, als ich meinen Überzieher ablegte, mein kostbares Bändchen, in dem er mit einem leisen beifälligen Brummen blätterte und das er dann auf den Stuhl zu seiner Linken legte, über dessen Lehne die Mäntel und Schals hingen. Von den Herren, die er mir vorstellte, ist mir heute nur noch einer innerlich: der alte Schauspieler Ricardo Calvo, ein großer Freund des Dichters. An diesem Nachmittag war sein Bruder Manuel nicht bei ihm, was selten vorkam, denn die beiden waren unzertrennlich. Die anderen, die um ihn herum saßen, waren seltsame, altmodische Herren, die aussahen, als wären sie eben aus dem Hinterzimmer eines Dorfladens hervorgekommen. Und ich glaube, dieser Eindruck war nicht ganz falsch, denn solange ich bei ihnen saß, drehte sich das ermüdende Gespräch immer um provinzielle Dinge, Sorgen und Angelegenheiten, die den Kaffeetassen, die sie vor sich stehen hatten, fern und fremd waren: die Versetzung eines Professors, die Krankheit von, ich weiß nicht mehr, wem, die Ernte des letzten Jahres etc.

«Ach, ich hätte nicht hineingehen sollen!» warf ich mir kurz darauf unter den grünen Laternen und den hohen westgotischen Monarchen der Plaza de Oriente

vor. Aber seit jenem Nachmittag konnte ich nie ohne ein melancholisches Lächeln meine seltene Rimbaud-Ausgabe betrachten, die noch seltener und wertvoller geworden war durch die runden Löcher, die Machados Zigaretten in ihren herbstlaubgelben Einband gebrannt hatten.

Das Jahr 1928 glitt seinem Ende entgegen. «El alba del alheli» erschien als Geschenk José María Cossios in einer nicht für den Verkauf bestimmten Auflage von nur 150 nummerierten Exemplaren. Das Buch gelangte kaum in die Hände der Kritiker und blieb beinahe völlig unbemerkt. Mir machte das nicht viel aus, denn mein Interesse konzentrierte sich auf das Erscheinen der beiden anderen Bücher: «Cal y canto» und «Engelsgedichte». Als ich mich endlich von dem letzteren befreit hatte, arbeitete ich schon an zwei neuen Werken: «Sermones y moradas» (Predigten und Aufenthalte), Gedichten, und «El hombre deshabitado» (Der unbewohnte Mensch), ein Theaterstück. Beide bewegten sich noch in der elektrisch geladenen Atmosphäre der Engel, aber zugleich begann, ich mit einem weiteren Buch, das mit den vorausgegangenen brach, obwohl es ebenfalls ein Produkt meiner Verwirrung und Anarchie jener Periode war: «yo era un tonto y lo que he visto me ha hecho dos tontos» (Ich bin ein Narr gewesen, und was ich sah, hat zwei aus mir gemacht). Wir erlebten damals das Goldene Zeitalter des großen burlesken Films aus den Vereinigten Staaten, in dessen Mittelpunkt der geniale Charlie Chaplin stand. All diesen «Narren» — wahren Engeln aus Fleisch und Blut — widmete ich die Gedichte dieses Bandes.

Plötzlich veranlaßte mich ein sensationelles Ereignis, mich wieder fester mit meinen Freunden zusammenzuschließen: Das Ensemble Don Fernando Díaz de Mendoza, das noch um Doña María Guerrero trauerte, kündete die Uraufführung von «Sinrazón», dem ersten Stück meines Freundes Ignacio Sánchez Mejías an. Große Erwartung in der Welt der Literatur, noch viel mehr aber in der des Stierkampfs, bei jenem Madrider Publikum, das dem Torero böse war wegen einer häßlichen Geste, die er bei einer Corrida an die Zuschauer adressiert hatte. Als ich ins Theater — ins «Calderón» — kam, brodelte der ganze Zuschauerraum vor Erregung. Auf der Galerie sah man seltsame Typen mit Tüchern um den Hals und großen Knüppeln in den Händen. Die Schauspieler in den Kulissen zitterten. Don Fernando, ein an Galapremieren gewohnter Aristokrat, konnte seine Besorgnis und seinen Abscheu nicht verbergen. «Wenn das Doña María sehen müßte!» sagte er zu Bergamín und mir, als wir ihn begrüßten. Lange bevor der Vorhang aufging, ähnelte das Theater einer Stierarena. Die Galerie buhte und pfiß im Takt der Knüppelschläge gegen den Boden zur allgemeinen Entrüstung der Logen und des Parketts, die durch ihre Proteste

den skandalösen Lärm nur noch anfachten. Endlich erklang ein Hornsignal, der Vorhang hob sich, es wurde augenblicklich still. Die Bühne war völlig dunkel, nur die Kanten der Möbel phosphoreszierten — eine Neuheit. Man hörte zunächst nur jemanden sprechen, der nicht zu sehen war . . . Dann gingen die Lichter an . . . Das große Sprechzimmer eines Arztes in seiner ganzen modernen Weiße war zu sehen. In der Mitte stand vor einem Tisch ein ebenfalls weiß gekleideter Mann, der Fragen an einen anderen, abwesend wirkenden, richtete. Das Stück hatte begonnen. Heute, dreißig Jahre nach diesem denkwürdigen Abend, erinnere ich mich nicht mehr an seinen Inhalt. Es spielte jedenfalls nicht, wie das Publikum erwartet hatte, im Stierkämpfermilieu, sondern in einem Irrenhaus. Es ging um das Problem Wahnsinn oder Vernunft, und Ignacio löste es tapfer wie an seinen besten Nachmittagen in der Stierarena. Ein seltener Erfolg und überdies der erste Versuch eines Freudschen Theaters in spanischer Sprache. Am Ende des letzten Aktes brach das Galeriepublikum, das mit der Absicht gekommen war, den großen Torero auszupfeifen, in Beifall und Ovationen aus, die auf die doppelte Lautstärke anstiegen, als Sánchez Mejias auf die Bühne trat, um sich zu bedanken. Am nächsten Tag gestanden sogar die strengsten Kritiker dem Torero Ohren, Schwanz und Hörner des getöteten Stiers zu und begrüßten in ihm das Erscheinen eines neuen Dramatikers. Böswillige streuten bald das Gerücht aus, «Sinrazón» habe nicht er geschrieben, sondern einer von uns jungen Schriftstellern, die ihn umgaben. Nichts könnte dümmer und falscher sein. Ignacio war hochbegabt und durchaus imstande, dieses von allen bewunderte Drama zu schreiben. Das Jahr 1928 endete für mich mit der tiefen Erschütterung eines Vortrages, den Salinas noch vor der Veröffentlichung über «Engelsgedichte» hielt. Heftige Gewitter am politischen Himmel Spaniens waren dem Erscheinen des Buches günstig. Aber zuvor wurde in einer Ausgabe der Revista de Occidente «Cal y canto» besprochen, ein Buch, von dem ich innerlich bereits abgerückt war, da ich fühlte, daß es mit dem ungestümen Leben, das ich nun führte, nichts mehr zu tun hatte. Es kam gegen Ende des Winters heraus, als an den Bäumen schon das Frühlingsgrün aufbrach. Bergamín war der erste, der es begrüßte — mit einem ausführlichen Essay in La Gaceta Literaria. Kritiken von Quiroga Pla und Salazar Chapela beschäftigten sich auch mit ihm und halfen ihm bei seinen ersten Schritten . . . «Cal y canto» trat seinen Weg an und ließ noch einmal den schon erloschenen Glanz der Huldigungen für Góngora aufleben. Ich begann mich für sein Schicksal zu interessieren. Aber bald verdunkelten es die Engel, die in ebendiesen Tagen aufgeflogen waren, mit ihren Schwingen und warfen ihm Trümmer auf

den so glücklich begonnenen Weg. Diese flammenden, ungestümen Wesen erhoben sich gegen das Buch inmitten eines von Unruhen erschütterten Frühlings. Die Straßen erzitterten unter den ersten Studentenerhebungen gegen die Diktatur, unter der wir litten. Wie verworren waren für mich diese Tage, in denen die «Engelsgedichte» erschienen, das Buch, das Azorín als meine Ankunft «auf den höchsten Gipfeln der lyrischen Dichtung» bezeichnete! Aber die Engel waren mir schon entflohen, sie hatten mich leer zurückgelassen, und nur die schmerzende Öffnung der Wunde blieb mir noch. Doch dies war nicht die Zeit zu weinen. Der in einem meiner Gedichte unklar vorausgesagte Augenblick nahte nicht nur: er war gekommen und stachelte mich auf.

*Aber endlich kam der Tag, die Stunde der Schaufeln und Eimer . . .*

Ich verstand wenig oder nichts von Politik, ich hatte mich ganz meinen Versen gewidmet in einem scheinbar ruhigen Spanien. Doch plötzlich öffneten sich meine Ohren Worten, die ich früher nie bewußt vernommen hatte oder die mir nichts sagten: Republik, Faschismus, Freiheit . . . Und ich erfuhr in diesem Augenblick, daß Don Miguel de Unamuno aus seinem Exil in Hendaye Briefe und Gedichte an die Freunde schickte, regelrechte Pamphlete gegen den anderen Miguel, den unterhaltsamen, stets fidelen Raufbold aus Jerez, der die wankende Monarchie stützte; Briefe und Gedichte, die, kaum angekommen, auch schon wie ein Lauffeuer durch die literarischen Kreise, die Redaktionen der regimefeindlichen Zeitungen, die erregten Hände der Akademiker gingen. Und ich sah, wie Ramón del Valle-Inclán in seinem Quartier im Café von La Granja, auf der Straße, in den Theatern, wo immer es ihm gerade einfiel, sein Duell auf Leben und Tod mit dem witzigen General austrug, der ihn seinerseits in einer bemerkenswerten Zeitungsnotiz «diesen ebenso großen Schriftsteller wie extravaganten Bürger» nannte. Unmerklich, wie durch Zauber, war ein Klima der Gewalttätigkeit entstanden, das mich faszinierte. Der Schrei und der Protest, die, in meinen eigenen vier Wänden widerhallend, mich auf dunkle Weise quälten, fanden endlich einen Ausweg und stürzten entbrannt hinaus auf die von Studenten wimmelnden Straßen, auf die Barrikaden, die auf den Promenaden errichtet worden waren, vor den Pferden der Guardia Civil und den Schüssen der Mausergewehre. Niemand hatte mich gerufen. Mein blinder Drang leitete mich. Die meisten dieser jungen Männer wußten wenig von mir, aber schon waren sie alle meine Freunde. Was tun? Wie konnte man ihnen helfen, um

nicht lediglich als Aufwiegler dazustehen, als eines jener «fremden Elemente», denen die Presse alles in die Schuhe schob, was gegen das Regime unternommen wurde? Auch die Gedichte von «*Sermones y moradas*», die noch verzweifelter und härter waren als die «Engelsgedichte», konnten ihnen nichts nützen. Damals kam aber auch niemandem der Gedanke, daß Dichtung noch etwas anderes zu bieten haben könnte als intimen Genuß. Nein, das fiel niemandem ein. Doch die Winde, die wehten, waren schon von Vorahnungen voll.

In diesen Tagen und auf diesem nun nicht mehr literarischen, sondern wirklichen Schlachtfeld erschien wie ein Komet Luis Buñuel. Er kam aus Paris zurück mit geschorenem Kopf, einem noch kräftigeren Gesicht und noch weiter vorstehenden Augen. Und er zeigte seinen ersten Film, den er zusammen mit Salvador Dalí gedreht hatte. Es war eine der unvergeßlichen Sitzungen des Cine Club, den sein Gründer selbst leitete: der damals schon «belastete» Giménez Caballero. Der Film machte starken Eindruck, er verwirrte viele und ließ alle auf ihren Sitzen zittern, als das Bild des von einer Wolke entzweigeschnittenen Mondes erschien, das unmittelbar in das furchtbare Bild eines von einem Rasiermesser zerschnittenen Auges übergang. Als das verblüffte Publikum Buñuel nach der Vorführung um einige erklärende Worte bat, sagte er, indem er in seiner Loge einen Augenblick aufstand, dem Sinne nach: «Es handelt sich lediglich um einen verzweifelten, leidenschaftlichen Aufruf zum Verbrechen.» Auch Luis Buñuel machte eine Periode der Verwirrung und des heftigen Protests durch, und «er drückte», wie Georges Sadoul sagte, «dieses ganze surrealistische mal du siècle in *Un chien andalou* aus, dem Bild einer von Erschütterungen heimgesuchten Jugend». Bedeutsam war, daß die Vorführung dieses Films in eine Zeit fiel, in der Madrid schon großen politischen Ereignissen entgegenfieberte. Der Sturm, der uns mitriß, wehte auf eine Bresche zu, durch die so viele von uns mit einem klaren Bewußtsein einen Weg ins Freie fanden. Und durch dieselbe Bresche schritt Luis Buñuel nach «*Un chien andalou*» und «*L'âge d'or*» — den beiden Meisterwerken des surrealistischen Films — zu «*Tierra sin pan*» (Erde ohne Brot), seinem großartigen Dokumentarfilm über das Elend im Gebiet von Las Hurdes in der Estremadura, «einem Film, der», um noch einmal Sadoul zu zitieren, «den Bürgerkrieg verständlich macht und ankündigt, in dem die Falangisten Buñuels Freund, den Dichter García Lorca erschossen, während Dalí in New York den Botschafter Francos porträtierte». (Dalí, der mit Buñuel kurz nach «*L'âge d'or*» und wegen seiner politischen Einstellung gebrochen hatte und ihm vorwarf, er sei «durch den stalinistischen Bürokratismus verblödet».)

Es war die Zeit der avantgardistischen Neuerungen, die mit einiger Verspätung Madrid erreichten, und man erlebte das große Finale des Stummfilms kurz vor dem Erscheinen des Tonfilms! Das «Cabinet des Doctor Caligari» war die erste Überraschung des Magischen inmitten einer Stille des Wahnsinns, der Grausamkeiten und der Verbrechen gewesen. Und dann verdankten wir, glaube ich, Buñuel selbst die Vorführung von «Entreacte», «Die Muschel und der Priester», «Nichts als die Stunden» und «Der Untergang des Hauses Usher» in den Sälen des Studentenheims. Neue Namen wie René Clair, Germain Dullac, Cavalcanti und Epstein zogen vor unseren Augen vorüber in einer Parade überraschender Bilder und Montagen von unerwarteten, absurden Metaphern, die ganz der europäischen Dichtung und bildenden Kunst jener Tage entsprachen (Tzara, Aragon, Éluard, Desnos, Péret, Max Ernst, Tanguy, Masson etc.). Von den der extremen Avantgarde fernstehenden Meisterwerken dieses Goldenen Zeitalters des Stummfilms habe ich noch in Erinnerung: «La passion de Jeanne d'Arc» von Dreyer, «Metropolis» von Fritz Lang, «Goldrausch» von Chaplin, «Die Mutter» von Pudowkin und vor allem Eisensteins «Panzerkreuzer Potemkin». Und voll Zärtlichkeit denke ich zurück an die großen «Narren»: an Buster Keaton und Harry Langdon, und an die kleineren wie Stan Laurel, Oliver Hardy, Luisa Fazenda, Larry Semon, Bebe Daniels, Charles Bower und andere. Sie alle waren die Helden meines neu entstehenden, mehr oder weniger surrealistischen Buches, dessen Titel ich einer Komödie von Calderón de la Barca entnahm: «Yo era un tonto y lo que he visto me ha hecho dos tontos». Ins Theater ging ich wenig. Für das Kino hatte ich dagegen ein leidenschaftliches Interesse. Unsere Bühne, auf der damals Benavente, die beiden Quintero, Arniches, Muñoz Seca etc. herrschten, konnte mir nichts geben. Ich erinnere mich nur noch an die Uraufführung von «Sinrazón» von Sánchez Mejías und an «Tictac» von Claudio de la Torre, «Brandy, mucho brandy» (Brandy, viel Brandy) von Antonio Azorín und «Los medios seres» (Die Mittelmäßigen) von Gómez de la Serna, das kühnste dieser Werke, das geniale Überraschungen bot, aber, wie ich später fand, zu langatmig und nicht sehr bühnenwirksam war.

Mit Juan Ramón verkehrte ich damals, ebenso wie mit beinahe allen Schriftstellern der älteren Generation, sehr wenig. Wir grüßten einander auf den Straßen unseres Viertels, er immer mit seiner Pfeife und seinem gepflegten Backenbart im Stile eines jungen Madrider von Goya. Ich war kein «Pombianer», und ich glaube, Juan Ramón betrachtete alle, die nicht an den Versammlungen seiner berühmten Stammtischrunde teilnahmen, doch recht ungnädig. Gelegentlich leistete ich mir sogar den einen oder anderen Scherz mit ihm, so, zum Bei-

spiel, als ich ihm ein ungereimtes Pamphlet gegen Ortega y Gasset und seine Akolythen von der *Revista de Occidente*, das heißt ebenjenen Kreis Juan Ramóns, zuschickte, und zwar während eines der vielen lärmenden Bankette, die in Pombo veranstaltet wurden — ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es das zu Ehren Giménez Caballeros war. Obwohl ich gelegentlich ein Café besuchte, war ich doch nirgends Stammgast und regelmäßiger Teilnehmer an den Literatenversammlungen. Ich war von meinen ersten Jahren in Madrid an ein «Hutloser», der sich am liebsten im Freien aufhielt, und in den Tagen, von denen ich nun spreche, war ich zudem ein einsamer, bissiger Dichter, der gesellschaftliche Zusammenkünfte immer mehr mied. Ich war damals befreundet mit Carmen Yebes, der hübschen, von Ortega bewunderten Gräfin, und mit Isabel Dato, der Tochter des monarchistischen Ministers, der das Opfer einer Anarchistenkugel wurde. Ich verkehrte ein wenig mit dem Herzog von Alba und etwas häufiger mit dem sympathischen, einäugigen und immer fröhlichen Herzog de las Torres. Ich besuchte die Bauern, denen die wunderbare von Antonio Marchalar in einem guten Buch gewürdigte Alameda de Osuna gehörte, und andere Aristokraten, von denen viele der erste Lufthauch der Freiheit beunruhigte, der die Diktatur bedrohte. Die Straßenkämpfe und dann die Gründung der Republik trennten mich fast vollständig von all diesen Menschen, und ich war zuletzt nur noch mit einer argentinischen Gräfin befreundet, die sich von Anfang an als eine konsequente, ihren liberalen Grundsätzen treue Person erwies. Ich spreche von Tota Atucha, Gräfin von Cuevas de Vera. Sie war — vor und nach dem spanischen Krieg, während meines Exils in Paris wie hier in Buenos Aires — immer dieselbe: eine wahre Freundin ohne Furcht vor politischen Konsequenzen, einfach, still, zuverlässig, kurz: ein außergewöhnlicher Mensch, dem viele exilierte Spanier mit der gleichen Liebe zugetan sind.

In der Sommerpause dieses Jahres fuhr ich wieder in die Sierra de Guadarrama. Meine durch ein Leberleiden untergrabene Gesundheit machte die Reise dringend erforderlich. Ich war wieder mager geworden und sah noch dünner und gebrechlicher aus als vor meiner ersten Erkrankung. Ich aß nur noch Gemüse mit Öl, das ich hatte, und bestimmte Früchte. Trotzdem aber mißachtete ich das Verbot des Arztes und machte Tag und Nacht lange Fußmärsche, bis ich erschöpft umfiel. Irgendwo, auf einem Hügel, einem Weg, in der entlegensten Gegend, arbeitete ich weiter an den Gedichten für die «*Sermones y moradas*» und dazwischen auch immer wieder an denen für die «*Clowns*» oder an dem schon ziemlich weit fortgeschrittenen Bühnenstück «*Der unbewohnte Mensch*». Dennoch sah ich noch immer keinen Weg vor mir, und an meinem Horizont war

kaum ein heller Streifen zu sehen. Ich war noch immer vor den Familienkarren gespannt. Die Bücher — mein Gott! Fünf hatte ich nun veröffentlicht, und was weiter? Nichts. Nicht einmal ein Schatten von irgend etwas. Leere Taschen.

Bei meiner Rückkehr nach Madrid schlug mir der Verlag Plutarco, den mein Onkel Luís Alberti leitete, eine neue Ausgabe von «La amante» vor. Ich fügte einige einzelne Gedichte und drei rasch hingeworfene Federzeichnungen hinzu und übergab ihnen das Ganze. Das Buch erschien. Es brachte mir alles in allem 200 Peseten. Da setzte ich alle meine Hoffnungen auf das Theater. Das Theater? Ich las noch einmal, was ich von dem Stück, an dem ich gerade arbeitete, schon geschrieben hatte. Es erschien mir dunkel und schwierig. Wer würde sich trauen, es herauszubringen? Die Schauspieler — mit sehr wenigen Ausnahmen Schwachköpfe — waren noch immer auf Marquina, Benavente, Muñoz Seca und die übrigen eingeschworen. Ich dachte daran, Libretti zu schreiben wie «La pájara pinta», mit dem ich aus den bereits angedeuteten Gründen nicht fertig wurde und dessen Fragmente noch nicht veröffentlicht worden waren. Mit einem neuen Libretto — «El colorín colorete» — suchte ich Adolfo Salazar auf, und ich schlug ihm vor, es einem französischen Komponisten zu schicken. Zum Beispiel Darius Milhaud. Es war, wie nicht anders zu erwarten, ein Fehlschlag, obwohl das Buch in einer erfundenen Sprache geschrieben war, die keiner Übersetzung bedurfte. In jenen Tagen, glaube ich, hielt sich Manuel de Falla in Madrid auf. Sein «Konzert für Cembalo und Kammerorchester» wurde uraufgeführt. Ich begriff von Anfang an, daß es mehr als absurd war, mit irgendwelchen Vorschlägen an ihn heranzutreten. Trotzdem unterhielt er sich mit mir, da er schließlich auch aus Cádiz stammte, darüber, daß er — wann nur, wann? — einige Gesänge aus meinem «Matrosen» vertonen wollte. Ich zitterte vor Aufregung. Sein Angebot kam ganz spontan, aber . . . Don Manuel war mehr als langsam. Er sollte diese Welt verlassen, ohne sein Oratorium «La Atlantida» zu beenden, an dem er damals schon zu arbeiten begonnen hatte. Verzweifelt erklärte ich mich bereit, einen Vortrag zu halten, um den mich der Lyceum Club der Damen schon vor Monaten gebeten hatte.

Ich war ein Narr gewesen, und was ich gesehen hatte und noch immer sah, hatte zwei Narren aus mir gemacht. Ich will damit sagen, daß ich bereit war, mich an allem zu rächen, Bomben der Wahrheit — oder beinahe der Wahrheit — zu legen wie jene, die ich eines Nachmittags halb im Scherz, halb im Ernst in diesem Lyceum platzen ließ. (Zum Glück schickte mir mein guter Freund, der Hispanist Robert Marrast, unlängst Kopien der Erklärungen, die ich anlässlich dieses durchschlagenden Erfolgs schriftlich abgab. Damit sie nicht verloren-



gehen, und um ein genaues Bild davon zu geben, was ich damals war, schlieÙe ich sie am besten in die Zweige dieser Erinnerungen ein.)

Der Vortrag hatte den Titel «Tauben und Schildkröte (nicht mehr arthritisch!)». Den unschuldigen Vogel in einem Käfig in der einen und die Schildkröte in der anderen Hand und als Clown gekleidet — mit viel zu weitem Überrock, Ziehharmonikahose, breitem Kragen mit riesiger Schleife und einer winzigen Melone auf dem Kopf: so stellte ich mich an einem Novembernachmittag in dem genannten Club in der Calle de las Infantas Nr. 31 unweit des Price-Zirkus — ein merkwürdiger Zufall — vor. Und hier nun meine Worte, wie sie einige Tage nach meinem Auftritt in La Gaceta Literaria erschienen.

Ein literarisches Ereignis  
Der Vortrag Rafael Albertis

La Gaceta Literaria, die weder für noch gegen dieses «Ereignis» Partei ergreifen, nichtsdestoweniger aber ihre Leser mit einer von Für und Wider gleich weit entfernten Unparteilichkeit informieren möchte, hat den Vortragenden, Rafael Alberti, und mehrere Damen des Lyceum Club, die seine Zuhörerinnen waren, befragt. Rafael Alberti gab die «Erklärungen» ab, die wir nachstehend bringen, und wir bringen ebenfalls die ersten Erklärungen, die wir vom «Lyceum» erhielten, wobei wir in einem Falle die Anonymität wahren, um die man uns gebeten hat.

1. Entgegen der Ansicht vieler guter Leute kenne ich sehr wohl eine gewisse «Abhandlung über die Höflichkeit», die 1905 bei Calleja erschien; ebensowohl weiß ich, daß

jedwede Frau in ihrer Brust nach göttlichem Beschluß  
einen schlafenden Ortega tragen muß,

und es ist mir auch durchaus bekannt, wann man auf die lächerlichste Weise die Hacken zusammenschlagen muß, um einer eleganten, distinguierten Dame die Hand zu küssen, oder wann man sich auf die ritterlichste Weise breitbeinig hinstellen muß, um der nämlichen eleganten, distinguierten Dame mit äußerstem Zartgefühl in die Hand zu spucken.

Da ich nun also all dies sehr wohl weiß, schrieb ich an den Lyceum Club und kündete meinen Vortrag «Tauben und Schildkröte (nicht mehr arthritisch!)» an. Ich schrieb und bat um diesen Vortrag, da man mir im vergangenen Schuljahr eine Einladung geschickt hatte und ich sie nicht hatte annehmen können oder wollen. Es tut mir daher außerordentlich leid, einer gewissen erlesenen Minderheit von «Orientalen und Occidentalern» erklären zu müssen, daß alles, was an

jenem Nachmittag des 10. November in der Calle de las Infantas Nr. 31 geschah, mit Vorbedacht und Heimtücke ins Werk gesetzt wurde.

2. Es war meine Absicht: die neuerdings über die Maßen gepriesene Intelligenz des schönen Geschlechts, seine gute Erziehung, seine Jugend, seine Tapferkeit und seine Liebe zu allen irdischen und himmlischen Tierchen zu beweisen; ein wenig Leben in das Haus der Venus und in meine unglückliche Gefährtin, die Schildkröte, zu bringen, die dringend die Damen des Clubs kennenzulernen wünschte, und vor allem der Arthritis und der Kinderlähmung offen den Krieg zu erklären sowie den Schrecken zu studieren, den in der «geheimnisvollen Seele der Frau» die pädagogische Drohung hervorruft, eine soeben erst von mir in einer Kloake oder Latrine gefangene Ratte loszulassen. Daneben hatte ich noch weitere gute Vorsätze, deren ich mich nicht mehr entsinne.

Ich trug alles vor, was ich mir vorgenommen und wozu ich Lust hatte. Zum Beispiel sagte ich meiner Taube, meiner poetischen Taube, zwei Gedichte auf, und ich erreichte, daß mein zartes Auditorium laut über diese beiden Gedichte lachte. Doch plötzlich . . . Plötzlich flüsterte mir die Taube mit jener blitzdummen Einfalt, die sie während des ganzen Vortrags an den Tag legte, einen Namen ins Ohr. Und der war: Ramón Pérez de Ayala. Da mußte ich viele der Damen (darunter die Gattin des zitierten Dichters), die eben noch über die erwiesene Dummheit dieser beiden Gedichte frohlockt hatten, auf die unqualifizierbare Unkorrektheit aufmerksam machen, die sie begingen, indem sie in ihrem eigenen Haus einen unschuldigen Vortragenden auszischten oder vielmehr, was noch schlimmer ist: einen sich selbst eingeladen habenden unschuldigen Vortragenden. (Und ich füge nunmehr hinzu: daß sie nicht zischen können, daß sie es herzlich schlecht machen, daß sie an die Gänse des Retiro erinnerten. Und daß sie sich überdies doch bitte nach der 1905 bei Calleja erschienenen Abhandlung über die Höflichkeit richten mögen.)

3. Ich fuhr mit meinem Vortrag fort und wurde immer wieder unterbrochen durch jugendlichen, verständnisvollen Beifall sowie durch Proteste, die überquollen von Einfältigkeit, *crochet*, *frivolité*, *filtré*, *Houbigant*, *Patschulipulver* und *Rosenwasser*.

Die Taube flüsterte mir mit jener blitzdummen und unvergeßlichen Einfalt, die sie während des ganzen blitzdummen und unvergeßlichen Nachmittags an den Tag legte, kurz nach den ersten Zwischenfällen weitere Namen von großen und kleinen Göttern ins Ohr — Juan Ramón, Ortega, D'Ors, Martínez Sierra, Canedo, Gómez de Baquero, der alte Valle-Inclán et cetera —, die augenscheinlich unverwundbar waren für . . . ihre Freunde und Freundinnen; und da

geschah es, daß eine ganze Reihe erzürnter Damen den Saal verließen und sich in einem angrenzenden Raum versammelten, wo sie durch Zischen, Pfeifen und Gezeter meine Stimme zu übertönen trachteten, die stets sehr kräftig ist und an diesem Nachmittag kräftiger denn je war, so daß ich mich gezwungen sah, nicht sprechend, sondern schreiend meinen Vortrag fortzusetzen, den zuletzt sechs Revolverschüsse krönten, welche die protestierenden Gänse vollends in die Flucht schlugen und machten, daß alle Mädchen und Burschen mit Ausnahme der wirklich intelligenten Personen des Lyceums mitten in einer herzlichen Ovation das Ohr von ... verlangten. (Ich bedanke mich hier auf das überschwenglichste bei Pilar de Zubiaurre, Ernestina de Champourcín, Carmen Juan de Benito, Concha Méndez Cuesta, Pepita Pla und anderen, deren Namen ich zu meinem Bedauern nicht kenne.)

4. Geistreiche Bemerkungen seitens der Damen, die mich unterbrachen? Viele. Viele. Einige Beispiele:

Eine Hysterische in Grau neben einem Herrn mit Brille und langen Zähnen: Wir, die wir über vierzig sind, haben das Recht zu lachen! Das ist die Revanche! Das ist die Revanche! Und außerdem bin ich sehr nervös!

Eine Art Raupe und Parteigängerin Ortegas: Wenn das die Jugend ist, bin ich eine alte Frau!

Die Temperamentvolle mit einem Gesicht wie eine vergräunte Reißzwecke: Das muß man gesehen haben! Kommt her und beleidigt in unserem eigenen Haus den Ruhm der Nation!

Eine Schwachsinnige: Sie sind zu blaß, um einen so aggressiven Vortrag zu halten!

Als ich die Taube zum Tode verurteilte:

Eine Stimme mit Wucherungen: Wenn Sie sie umbringen, werfe ich Ihnen meine Handtasche an den Kopf!

Eine dicke Dame mit kurzem Haar neben einem als Legionär gekleideten Mädchen: Ich bin Mitglied des Tierschutzvereins und lasse es nicht zu!

Eine Schlaksige, Schmachende, begeisterte Leserin von Martínez Sierra: Wie herzlos!

Die sehr erzürnte Gattin irgendeines Stolzes der Nation: Pfui! Pfui! Pfui!

Der Herr mit den langen Zähnen: Unverschämter Kerl, unverschämter!

Verschiedene Stimmen: Kikerikiii! Wauwau, wauwau! Quakquak, quakquak! Uuuuuuuuh!

Und schließlich:

Chor der durch den rechten Seitengang abgehenden Harpyien: Ziegenkötel hat

er uns genannt! Ziegenkötel hat er uns genannt! Ziegenkötel hat er uns genannt!

Ich, heiße Tränen weinend über den traurigen Panzer meiner Schildkröte: *Voici l'âme mystérieuse de la femme. Voici sa liberté et sa modernité.*

5. Mein Eindruck von dem ganzen Vorfall? Ein guter. Es gingen die, die immer und überall überflüssig sind, und das sind leider viele, allzu viele. Es blieben, zusammen mit den jungen Leuten, alle im Saal, die bereit waren, mit mir die neue Dichtung und alles andere zu verteidigen. (Denn, ihr Kitschapostel, Krämer und Sakristane, die Stunde der Ohrfeigen hat geschlagen.) Unter den Mädchen befanden sich viele, die im vergangenen Frühling mit ihren Kollegen von der Universität auf den Straßen demonstriert hatten, und es blieben alle jene, die das Kino der «Narren», der Clowns verstehen, denn ich bin zum Glück ein Clown, und Clownerie war alles, was ich an jenem 10. November im Lyceum tat und sagte. Es blieben aber auch noch Damen vom Club im Saal zurück, die Beifall klatschten und die lächerliche Haltung erkannten, die ihre Kolleginnen einnahmen. (Ich danke noch einmal Pilar de Zubiaurre.)

6. Die Ergebnisse dieses Vortrags für mich? Großartig — alle. Von einem allerdings sehr traurigen abgesehen: nämlich der Ermordung meiner hübschen weißen Taube. Ich ging am Morgen nach dem Skandal ins Lyceum, um sie zu holen. Ein Dienstmädchen, das mir öffnete, sagte: «Wir fanden sie so entkräftet zwischen den Glühbirnen oben auf dem Sims, daß wir sie . . . daß wir sie töteten.» «Dann essen Sie sie nur!»

Gibt es für eine Taube, die eine Dichterin ist, eine größere Ehre als die, von anderen Dichterinnen verschlungen zu werden? Ich floh weinend aus dem Haus des Verbrechens und durch die Straßen, dachte immerzu an meine schneeweiße, arme Gefährtin und schrieb eine Elegie auf sie.

Um unparteiisch zu sein, will ich hier auch die Erklärungen — eine pro, die andere contra — zweier Damen des Lyceums wiedergeben, die zusammen mit den meinen in *La Gaceta Literaria* erschienen.

Die Stellungnahme für mich:

1. Als uns Alberti letztes Jahr seinen Vortrag anbot, nahmen wir sofort an und hielten uns damit an unseren Vorsatz, alle prominenteren Figuren der neuen Literatur in den Club zu bringen. Als er mir diesen Winter schrieb und auch schon den Titel dessen bekanntgab, was er ein «Divertimento über die spanische komische Dichtung» nannte, beeilten wir uns, ein Datum für seinen Vortrag festzusetzen.

2. Alberti erschien auch sogleich in voller Kriegsausrüstung im Club, und sein

Vortrag war eine Explosion jugendlichen Humors und als solche, wie ich glaube, vielen Damen und Herren zum Trotz, vollkommen gelungen . . .

3. Die Proteste begannen sotto voce, als man die Kleidung des Vortragenden sah, die eine vollkommene Imitation des Kinos war, was aber beinahe niemand verstand. Bedenklich wurde es, als Alberti anfang, einige bekannte Schriftsteller namentlich zu nennen und zu kritisieren.

4. Wie zu erwarten war, protestierten mehrere Damen, die einen, weil sie die Frauen der genannten Autoren waren, die anderen, weil sie anderen Epochen angehörten und weder den Sinn noch den Humor des Gesagten begreifen konnten. Alle jungen Leute dagegen und auch einige der verständnisvolleren Damen applaudierten und protestierten gegen die Protestierer.

5. Ich kann mich im einzelnen nicht an die Worte Albertis erinnern, aber ich gestehe, daß mich die häufigen geistreichen Anspielungen auf eine gewisse gelehrte Körperschaft und einen nicht minder gelehrten Essayisten außerordentlich erheiterten . . .

6. Ich bewahre den Eindruck einer sehr unterhaltsamen, sehr bewegten und dem Augenblick entsprechenden Stunde. Was ich vergessen möchte, ist das wenig höfliche Benehmen, mit dem ein Teil des Publikums seine Verständnislosigkeit bewies.

Ernestina de Champourcín

Und nun die Stellungnahme gegen mich:

«Wie wurde er zu diesem Vortrag eingeladen?»

«Wir haben ihn nicht eingeladen; er hat uns mehrere Tage lang gebeten, ihn halten zu dürfen, indem er sich auf eine gewisse Einladung berief, die voriges Jahr der Form halber ausgesprochen worden war. Das Lyceum gab schließlich nach, da es bei diesem Alberti, wenn schon kein Talent, so doch wenigstens eine gute Erziehung voraussetzte.»

«Glauben Sie, daß er mit diesem Vortrag einen bestimmten Plan verfolgte?»

«Wenn man das einen Vortrag nennen kann — ja. Er hatte den Plan oder die Absicht, einigen Damen etwas zu sagen, was er ihren Gatten aus der gleichen Entfernung nicht hätte sagen können. Man kann das einen Vortrag nennen oder Dummheit oder Albernheit, aber ich nenne das Feigheit. Außerdem war er in keinem Augenblick originell oder witzig oder geistreich. Er war einfach einer dieser Clowns in der Stierarena.»

«Wann begannen die Proteste?»

«Es gab dort keine Proteste. Alberti kam herein wie ein Hanswurst, und ich und einige andere Damen, die das deprimierende Schauspiel, das der Unglück-

liche bot, enttäuschte, verließen den Saal. Er redete weiter mit dieser vollkommenen Unverantwortlichkeit der Dummen und glaubte, eine Heldentat zu vollbringen. Aber, wie ich schon sagte, Proteste gab es keine. Wir gingen, einige von uns, weil es uns peinlich war, wie dieser junge Mann sich lächerlich machte.»  
«Was für einen Eindruck bewahrt das Lyceum von diesem Nachmittag?»  
«Zunächst einmal bedauert das Lyceum, so schwach gewesen zu sein und den Bitten dieses Unglücklichen nachgegeben zu haben. Aber selbstverständlich kann eine Frauenorganisation nicht umhin, großzügig zu sein, und letzten Endes freuen wir uns, diesem jungen Mann das Almosen der Berühmtheit, um das er uns bat, gegeben zu haben.»

Senora de X.

So weit meine Erklärung und die Echos dieses berühmten Skandals, von dem man in den Zeitungen und in Literaturkreisen noch lange sprach. Ich für meine Person fühlte mich gerächt und für den Augenblick glücklicher, etwa wie der Anarchist, der ein Theater zerstört oder in eine Bank einbricht, um den Seinen zu helfen. Die wirklichen Bomben explodierten jedoch auf der Straße. Das groteske Piedestal, auf dem der Diktator aus Jerez stand und als heuchlerischer Komödiant König Alfons umarmte, war bereits unterhöhlt. Einer der beiden mußte fallen, und der Bourbone sollte es schließlich sein, der den anderen herabstieß und glaubte, damit das Geschrei zum Verstummen zu bringen, das schon aus ganz Spanien zu den Balkonen der Plaza de Oriente aufstieg. Ich fühlte mich damals ganz bewußt als ein Dichter auf der Straße, ein Dichter «der Morgenröte der erhobenen Hände», wie ich in diesem Augenblick schrieb. Ich wollte Verse mit drei- oder vierhundert Silben machen, um sie an die Mauern zu kleben, und so wurde mir bewußt, wie groß und schön es wäre, unter Steinwürfen zu sterben, mit den Schuhen an den Füßen, wie es sich der Held der andalusischen Copla wünscht:

Mit den Schuhen an den Füßen  
muß ich sterben,  
denn wenn ich sterbe wie die Tapferen,  
wird man von mir sprechen.

«Con los zapatos puestos tengo que morir» (Mit den Schuhen an den Füßen muß ich sterben), lautete auch der Titel des ersten Gedichts, das ich, schon mit dem Zorn und dem Ungestüm jener Stunde Spaniens zu Papier brachte. Ich erriet mehr, was ich wollte, als daß ich es wußte, und dieses disproportionierte,

dunkle, unter Leberschmerzen und mit Zähneknirschen, voll trüber Verzweiflung geschriebene Gedicht, dem ich den Untertitel «Elegía cívica» (Patriotische Elegie) gab, kennzeichnete meine Eingliederung in eine neue Welt, in die ich aufs Geratewohl eintrat, ohne mich auch nur zu fragen, wohin der Weg führte.

In diesem Augenblick wird es geschehen, daß sich die augenlosen Pferde die Schienbeine aufreißen an den spitzen Eisen einer Hürde von Stühlen, die sich empören gegen die von einer unlängst im Wahnsinn versunkenen Straße aufgehobenen Pflastersteine.

Ich pfeife ein letztes Mal auf alle eure Toten in diesem gleichen Augenblick, in dem die Rüstungen zerfallen im Hause des Königs, in dem die berühmtesten Männer ihre Leisten betrachten, ohne in ihnen die Lösung für die verzweifelten Befehle des Blutes zu finden.

Eine subversive Poesie der individuellen Erregung, die jedoch unklar schon meinen zukünftigen Weg ahnen ließ. Diese lange Elegie geriet, ich weiß nicht, wie, in die Hände Azoríns, der sie — was ich geradezu phantastisch fand — eines schönen Morgens im ABC, der monarchistischsten Zeitung von allen, in den höchsten Tönen lobte und zum erstenmal und mit einer Sehergabe, die mich heute, aus so großem zeitlichem Abstand, schauern macht, den Weg zeigte, den ich zwei Jahre später mit vollem Bewußtsein einschlagen sollte. Azorin schrieb in seinem Artikel vom 16. Januar 1930: «. . . Und dennoch braucht dieser» — ich übergehe hier einige Eigenschaftswörter, die mich erröten lassen — «Dichter einen Bezugspunkt für sein geistiges Leben. Welchen wird Rafael Alberti wählen? Und Rafael Alberti wendet sich dem Ursprünglichen zu, dem Wesentlichen, dem Spontanen, Rafael Alberti wendet sich mit offenen Armen dem Volk zu. In seinem Widerwillen gegen die zitierten Normen konnten ihm nur das Volk und die Natur den erwünschten, nötigen Bezugspunkt bieten.» Erstaunlich, vor allem für Azorín! Und vor allem in jenen schrecklichen Tagen des bevorstehenden Zusammenbruchs, denn eines Nachts in demselben Monat Januar zog aus dem Café La Granja el Henar eine Gruppe, die sich fast ganz aus Intellektuellen zusammensetzte, die Calle de Alcalá hinauf zum Haus des Königs. Bei der Puerta del Sol hatte sich die kleine Gruppe schon in einen Demonstrationzug verwandelt, der mit den Rufen «Primo de Rivera, verrecke!» und «Nieder mit der Diktatur!» die Calle del Arenal hinuntermarschierte, um sich auf die Plaza de Oriente zu ergießen. Unter diesen Demonstranten marschierte auch ich, an meiner Seite Santiago Ontañón — der damals schon ein

großer Bühnenbildner war — und der affektierte, pedantische, heutige Falangist Eugenio Montes, der am lautesten schrie. Während die berittene Polizei das Gros des Zuges attackierte, brachen einige von uns, unter denen auch ich mich befand, in das friedliche Dunkel des «Real Cinema» ein und jagten die erschrockenen Zuschauer von ihren Sitzen. Dann zündeten wir den Kiosk der Zeitung *El Debate* an, wobei Eugenio Montes mit mehr als einem Streichholz mit half. Und schließlich erlosch mit der strahlenden Devise «Zur höheren Ehre Gottes und der Diktatur» der trübe Glanz des Degens des Generals Primo de Rivera, und ein anderer, Berenguer, leitete die traurige Periode ein, die man die «weiche Diktatur» nannte, obwohl sie sich in ihren vorletzten Tagen durch eine grausame Härte auszeichnete, die der spaßige Diktator aus Jerez nie erreicht hatte.

Ein neues großes Ereignis bereitete sich vor: die Rückkehr Don Miguel de Unamunos aus seinem mehrere Jahre währenden Exil in Frankreich, wohin der andere Miguel, sein Feind, als Verbannter ging und wo er einige Monate später sterben sollte. Die Ankunft Unamunos auf dem Nordbahnhof in Madrid war triumphal. Eine große Menschenmenge empfing ihn mit Applaus und mit dem Ruf «Es lebe die Republik!», den die Polizei der «weichen Diktatur» schon nicht mehr zu unterdrücken vermochte und der danach im Zickzack die ganze Halbinsel durcheilte. Kurz nach seiner Rückkehr wurde der leidenschaftliche Rektor der Universität Salamanca wieder auf seinem Lehrstuhl eingesetzt, und er begann seine so lange unterbrochenen Vorlesungen mit den Worten, die Fray Luis beim Verlassen des Gefängnisses sprach: «Wir sagten gestern . . .»

In diesen Tagen verließ García Lorca Madrid und ging nach New York — von Erfolg gekrönt, denn mittlerweile war schon die zweite Auflage seiner Zigeunerromane erschienen. Ein Adieu dem Studentenheim, dem Klavier seiner Gesänge, dem Pleyel der glücklichen Jahre! Federico ging nach Nordamerika, auch er angesteckt von der Stunde Spaniens, und dort begann für seine Dichtung eine seltsame Phase der Verwirrung und der Schatten. Einige der ersten Gedichte des Buches, aus dem später «Poeta en Nueva York» (Dichter in New York) wurde, erschienen in Madrider Zeitschriften oder in solchen, die wir aus Kuba erhielten. Ein schneidender Degenhieb gegen die Kehle des Dichters aus Granada! Tragische Erschütterungen — Vorläufer dessen, was bald geschehen, und vor allem *ihm* geschehen sollte in seinen besten Jahren! José Bergamín, der, schon im Exil, die erste Ausgabe dieses Buches besorgte, erklärte es erhellend: «. . . Es ist ein neuer, flüchtiger Augenblick seines Lebens, in dem die Form seiner Zeit in unerwarteten Resonanzen erlischt, in schmerzlichen, dü-



steren, unscharfen Kadenz; eine Stimme, die Vers für Vers den Glanz einer gleichsam wider Willen gesehnen, im Innersten toten Welt löscht. Der Dichter porträtiert sich auf diese Weise wie ein Selbstmörder. Er schreitet einem gewaltsamen Sterben entgegen mit dem selbstmörderischen Willen, es zu überholen. Er sagt es voraus und verflucht es, ohne es recht zu sagen . . .»

Ich besuchte fortan nur noch selten das Studentenheim, denn Federico verließ es nach seiner Rückkehr endgültig und wohnte mit seiner Familie in einem Haus der Calle de Alcalá. Dieses beispielhafte Jahrzehnt der Liebe, der Zusammengehörigkeit, der Jugend, der Begeisterung näherte sich seinem Ende . . .

Doch wir standen zunächst am Beginn des Jahres 1930.

An einem regnerischen Winterabend bekam ich ein Buch, ein seltsames Manuskript in die Hand. (Ich saß im Kellergeschoß des Hotels Nacional vor einer Reihe von Flaschen, die mit Ausnahme einer — sie enthielt Jerez. — schon leer waren.) Der Titel: «Residencia en la tierra» (Aufenthalt auf Erden). Der Autor: Pablo Neruda, ein bei uns kaum bekannter chilenischer Dichter. Alfredo Condon hatte es mir gebracht, der Sekretär der chilenischen Botschaft. Ich kannte ihn durch Bebé und Carlos Mora (den chilenischen Botschaftsrat), die beide auch mit García Lorca eng befreundet waren. Diese Gedichte, die dem Tonfall und dem Klima unserer eigenen Poesie so fern waren, überraschten mich, und ich bewunderte sie von der ersten Lektüre an. Ich erfuhr, daß Neruda Konsul in Java war, wo er sehr einsam lebte und verzweifelte Briefe schrieb, von der Welt und seiner eigenen Sprache abgeschnitten. Ich gab das Buch in ganz Madrid weiter. Bald gab es keinen literarischen Kreis mehr, in dem man es nicht kannte, und meine Begeisterung teilten José Herrera Petere, Arturo Serrano Plaja, Luis Felipe Vivanco und andere junge Schriftsteller, die erst im Kommen waren. Ich wollte es veröffentlicht sehen. Eine so außerordentliche Offenbarung mußte in Spanien bekannt werden. Ich schlug es den wenigen Verlegern vor, mit denen ich befreundet war. Ohne Erfolg. Daraufhin gab ich das Manuskript Pedro Salinas, damit er es bei der Revista de Occidente versuchte, denn ich selbst durfte mich dort seit meinem Vortrag im Lyceum nicht mehr blicken lassen. Salinas scheiterte ebenfalls, aber er erreichte immerhin, daß die Zeitschrift einige Gedichte brachte. Ich begann mit Pablo Neruda zu korrespondieren. Seine Antworten waren immer voller Befürchtungen. Ich erinnere mich, daß er mich in einem seiner Briefe um ein Wörterbuch bat — und um Entschuldigung für die Verstöße gegen die Grammatik, die ich möglicherweise in seinen Briefen entdeckte. (In Paris — das war dann schon 1931 — versuchte ich noch einmal, «Residencia» anzubringen. Eine junge Argentinierin, Elvira de Alvear, wollte es verlegen.

Ich brachte sie dazu, mir einen Vorschuß zu versprechen, und zusammen mit ihrem Sekretär, dem kubanischen Schriftsteller Alejo Carpentier, gab ich ein Telegramm an Neruda auf, in dem ich ihm 5 000 Francs ankündigte. Doch «Residencia en la tierra» hatte auch diesmal kein Glück. Es erschien nicht. Als ich zwei Jahre später Pablo Neruda in Madrid persönlich kennenlernte, sagte er mir, er habe das Telegramm erhalten, aber nie etwas von dem Geld zu sehen bekommen. Ich beschloß, mich nicht mehr für die Bücher anderer einzusetzen, aber diesem Vorsatz wurde ich natürlich wieder untreu.) Nie werde ich Alfredo Condon vergessen, diesen intelligenten, völlig verrückten Mann, der als guter Chilene ein starker Trinker war. Ich werde ihm immer dafür dankbar sein, daß er mich als erster mit der Dichtung Pablo Nerudas bekannt machte. Wie sollte ich seiner in meinem «Hain» nicht gedenken? Wir gingen so manche Nacht zusammen aus. Und wir tranken so manche Nacht durch bis zum Morgen. Und zusammen wurden wir in der Nacht, in der wir am meisten getrunken hatten, von der Polizei festgenommen. Er war sehr unglücklich. Als er in seine Heimat zurückgekehrt war, beging er Selbstmord, indem er sich eine Kugel in den Kopf schoß.

In demselben Jahr erlitt unsere Generation einen schweren Verlust. Ich wußte nicht, daß Villalón wieder in Madrid war. Ich traf ihn unversehens an einem eisigen Nachmittag gegen Ende Februar bei einbrechender Dunkelheit in irgendeiner Straße des Viertels Salamanca. Er war allein, sehr traurig, sein Gesicht verschwand zwischen Hut, Mantelkragen und Schal.

«Fernando! Was für eine Überraschung! Warum hast du niemandem gesagt, daß du wieder da bist?»

Er antwortete mir langsam und leise:

«Ich habe in diesem Augenblick ungefähr neununddreißig Grad Fieber.»

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich nahm ihn am Arm, und wir gingen zusammen weiter. Als wir vor einem Eckhaus an einer Straßenecke ankamen, blieb er stehen und bat mich:

«Warte hier einen Augenblick. Ich bin gleich wieder da.»

Ich ging mehr als eine Viertelstunde vor dem Haustor auf und ab und wartete. Als wir wieder weitergingen, wagte ich ihn zu fragen:

«Was ist mit dir, Fernando?»

«Ich muß mich operieren lassen. Ich habe gerade einen Freund um zweihundertfünfzig Peseten für das Krankenhaus gebeten.»

Villalón war schon seit einiger Zeit ruiniert. Die poetischen Unternehmungen, von denen ganz Andalusien sprach, hatten ihn in diese Notlage gebracht.

Wir gingen sehr langsam. Ich wußte nicht, wovon ich sprechen sollte, da er so verschlossen war, so wortkarg und niedergeschlagen — er, der immer so witzig und stärker als ein Stier gewesen war!

«Was hältst du von der allgemeinen Lage?» fragte ich schließlich, nur um irgend etwas zu sagen.

«Man darf sich keine Illusionen machen. Solange nicht die Guardia Civil auf offener Straße ‚Es lebe die Republik‘ ruft, bleibt alles beim alten.»

Ich lachte. Er hatte recht.

«Es steht schlecht um die Welt», fuhr er nach längerem Schweigen fort. «Bis jetzt hat Kutumí die Sache noch in Gang gehalten, aber vielleicht wird sich das ändern, denn bald kommt Maitrellas ans Ruder.»

Wir trennten uns vor der Tür des Hauses, in dem er für seine kurzen Aufenthalte in Madrid eine kleine Wohnung gemietet hatte.

Wenige Tage darauf ging er in das Krankenhaus. Bergamín, einige andere Freunde und ich sahen zusammen mit Eusebio Oliver, einem jungen Arzt, der oft bei uns verkehrte, bei der Operation zu. Fernando hatte in den Nieren nicht nur einen Stein, sondern viele in allen Größen, die Oliver uns in einem blutigen Tuch zeigte. Wir hofften, daß Fernando dennoch durchkommen würde.

Spät in der Nacht und tief beeindruckt ging ich nach Hause, um mich auszu-ruhen. Ein paar Stunden später wurde ich aus dem Krankenhaus angerufen. Fernando Villalón war tot. Er war gerade erst neunundvierzig Jahre alt geworden.

Bestürzt stand ich auf und eilte ins Krankenhaus, um ihn noch einmal zu sehen. Der Viehzüchter und Poet lag auf seinem Sterbebett aufgebahrt, in einem dunklen Anzug mit schwarzen Schuhen. Von der einen Westentasche zur anderen eine große silberne Kette, die meine Aufmerksamkeit erregte. Das war sein letzter Wille: Man sollte ihn mit gehender Uhr begraben. Conchita, die Zigeunerin, die demütige Geliebte seines Lebens, weinte still neben diesem geheimnisvollen Ticktack, dem letzten Puls Fernandos, der noch mehr als zwölf Stunden unter der Erde weiterschlagen sollte. Als sein Bruder Jerónimo ankam, weigerte sich die Zigeunerin, ihn zu sehen, und sie verbot ihm, das Zimmer zu betreten. Dieser Bruder, ein andalusisches Herrchen, das so ganz anders geraten war als Fernando Villalón, hatte in letzter Zeit die Torheiten des Dichters für seine Zwecke ausgenutzt und zu seinem Ruin beigetragen.

Fernando ließ nur ein kleines Werk zurück: «Andalucía la Baja», «Romances del 800», «La toriada» und einige längere Strophen aus «El Kaos», die er damals in Sevilla Federico und mir vorgetragen hatte. Dazu kam noch ein Drama

in Versen — «Don Juan Fermín de Plateros» — über die Aufständischen von Bailén, eine Episode aus unserem Kampf gegen die napoleonischen Truppen. Sein bestes Gedicht sollten wir aber erst noch kennenlernen. Es war sein Testament. Eine Bombe, doch auch voller Zärtlichkeit.

Es wurde eines Morgens vom Notar vor Jerónimo, der Zigeunerin und, wenn ich mich recht erinnere, Bergamín und Sánchez Mejías, die mir davon berichteten, eröffnet, und ein Abschnitt hatte etwa den folgenden Wortlaut: «Ich verfluche meinen Bruder Jerónimo bis ins fünfte Glied. Er war die Ursache eines großen Teils meines Unglücks. Ihm vermache ich nichts. Conchita dagegen, dieser bewundernswerten Frau und Gefährtin meines ganzen Lebens, die mit mir auf die Wiesen hinausging und Gollejas sammelte, um einen Salat daraus zu machen, dieser guten Frau, der ich eines Tages eine Flinte für die Vogeljagd schenkte und die ein so großes Herz hatte, daß sie nie imstande war, sie zu verwenden, vermache ich mehrere Gemälde von Murillo und anderen andalusischen Meistern, die in Madrid deponiert sind, im Kloster der Nonnen von . . .» Ich habe den Namen und die übrigen Einzelheiten dieses außerordentlichen Dokuments vergessen, sicherlich weil sie weniger interessant waren. Ein genialer Dichter, mehr in seinem Leben als in seinem Werk; ich werde immer von ihm sprechen und in der Erinnerung an ihn immer Grund zu Bewunderung und Dank finden.

Eine lange Elegie — «Ese caballo ardiendo por las arboledas perdidas» (Dieses Pferd, das durch die Verlorenen Haine glüht) — mit Versen von bis zu mehr als hundert Silben, wie jene, die ich schrieb, um sie auf die Mauern zu kleben, widmete ich Villalón wenige Wochen nach seinem Tode. Der immer wiederkehrende Refrain war das eindrucksvolle Detail der Uhr, die unter der Erde noch auf seiner Brust tickte. Mir ist, als wäre es erst gestern gewesen.

Aber bald darauf erlebte ich etwas, was niedergeschrieben werden mußte.

Als du erschienst,  
litt ich im tiefsten Innern  
einer Höhle ohne Luft und Ausgang.  
Ich schlug um mich im Dunkeln, sterbend  
hörte ich ein Rauschen  
wie Flügelschlag von unsichtbaren Vögeln.  
Über mich hin hast du dein Haar gebreitet;  
ich stieg hinauf zur Sonne, sah die Morgenröte, die  
ein hohes Frühlingsmeer bedeckte.

*Rafael Alberti: Der Verlorene Hafen*

Mir war, als träfe ich im schönsten  
Hafen des Südens ein. In dir ertranken  
Landschaften voller Licht:  
helle, hohe Berge, gekrönt  
von rosa Schnee, verborg'ne Quellen  
im schattigen Gekräusel all der Wälder.  
Ich lernte auszuruhen an deiner Schulter,  
hinabzusteigen über Hänge und durch Flüsse,  
mich zu verstricken in den ausgestreckten Zweigen  
und den Schlaf in meinen süßesten Tod zu verwandeln.  
Bogen hast du mir geöffnet, meine blühenden,  
unlängst ans Licht gestiegenen Jahre lagen  
unter der Liebe deines dichten Schattens,  
ich halt mein Herz dem freien Wind entgegen  
und richt es nach dem grünen Klang des deinen.  
Schon schlief ich ein, erwachte, wußte, daß ich  
nicht litt in einer dunklen Höhle,  
um mich schlagend ohne Luft und Ausgang.

Denn du warst endlich mir erschienen.

«Retornos del amor recién aparecido» (Rückkehr der jüngsterschienenen Liebe) heißt dieses Gedicht. In ihm wird nach mehr als zwanzig Jahren des Höhlenzustandes gedacht, in dem ich lebte, und des Lichts, das mich, indem es sein Haar in meine Hände gab, zur Sonne hinaufsteigen und mich spüren ließ, daß in der Welt der Frühling noch nicht gestorben war.

Es war in irgendeinem Haus, in das mich jemand, ich weiß nicht mehr wer brachte. Da stand sie vor mir, blond, schön, stark, hoch aufgerichtet; wie eine Welle, die mir ein unerwartetes Meer plötzlich gegen die Brust schleuderte. In derselben Nacht noch, auf den Straßen, in der einsamen Dunkelheit der Parks, den heimlichen Halbschatten der ziellos umherfahrenden Taxis, war ich schon ganz erfüllt von ihr, belebt, begeistert von ihrer Stimme, trieb ich auf etwas zu, das ich als sicher empfand.

Ich riß mich los von einer anderen, quälenden Liebe, die noch an mir zerrte, mich schwanken machte, bevor ich in diesen Hafen flüchtete. Aber — mein Gott! — da waren nun die Schönheit, die erhabene Schulter der Diana, die reine, volle, goldene, kraftvolle Blüte der Venus, wie ich sie bis dahin nur auf den Wiesen Rubens' und in den Gemächern Tizians gesehen hatte. Wie konnte ich

sie gehen lassen, wie sie verlieren, da ich doch schon in ihren Armen lag mit durchbohrtem Herzen, ohne Herrschaft, ohne Kraft, ergeben und ohne den Wunsch zu entkommen? Und trotzdem sträubte ich mich, schrie ich . . . um mich endlich, nach so vielen Kämpfen, mit Freuden entführen zu lassen und eines Morgens am Strand von Sóller aufzuwachen, vor dem blauen, einzigartigen balearischen Mittelmeer. Boshafte Echos gelangten zu uns. In Madrid hielten viele unsere Liebe für ein Abenteuer. In einigen Zeitungen und Zeitschriften erschienen kurze Meldungen. Die lustigste lautete: «Der Dichter Rafael Alberti wiederholt die Mallorca-Episode Chopins mit einer schönen George Sand aus Burgos.» Man suchte den Skandal, denn diese George Sand — eine Schriftstellerin, verheiratet und noch nicht geschieden — war sehr bekannt. Wir lachten unterdessen, stolz darauf, daß unsere Namen von Menschen genannt wurden, die unserem Glück so fern waren, unserem Glück und unserer barfüßigen Jugend auf den Felsen, unter den Schirmpinien oder in der Stille der Boote.

Während des Rückflugs nach Madrid zwang uns ein schwerer Sturm über den Iberischen Bergen zu einer Landung in Daroca, einer aragonesischen Stadt mit römischen Mauern, die einsam und hart war wie ein aus dem «Cid» gefallener Vers. Mitten im Schnee dieses Behelfsflugplatzes empfingen uns Hirten, die in ihren Schafpelzen eher wie riesige Lämmer aussahen. Zwei Tage verbrachten wir dort in einem Gasthof und besichtigten als Freunde des Pfarrers die prachtvolle Stiftskirche. Dann flogen wir weiter als einzige Passagiere und schon alte Bekannte der Piloten, die für uns über dem Flughafen von Madrid allerlei Luftakrobatik trieben, mit der ich heute nicht mehr einverstanden wäre. Ich flog zum erstenmal, María Teresa nicht. Die gewagten Kunststücke jagten uns keine Angst ein. Sie war sehr tapfer, als fühlte sie sich durch ihren Familiennamen — León — beschützt und ermutigt.

Meine Mutter, die seit einiger Zeit schwer herzleidend war, nutzte eine kurze Besserung ihres Zustandes, um in den Süden, zu meiner Schwester, zu reisen. (Ich sollte sie nie mehr wiederssehen.) Agustín hatte schon geheiratet. So blieb nur noch mein ebenfalls schon verheirateter Bruder Vicente im Hause. Was sollte ich dort noch anfangen, traurig in meinem Zimmer, dem fröhlichen «Triklinium» von ehemdem? Ich vertrieb mir zusammen mit María Teresa die Zeit, indem ich an einigen Gedichten arbeitete oder ihr bei der Korrektur eines Bandes Erzählungen half, den sie gerade vorbereitete. Eines Abends — wir hatten es so beschlossen — ging ich nicht mehr nach Hause. Wir begannen beide ein neues Leben, frei von Vorurteilen und ohne uns darum zu kümmern, was die Leute sagten — diese Hauptsorge des scheinheiligen Spaniens, das wir haßten.

Unterdessen brodelte es in dem anderen Spanien unaufhaltsam weiter. Die Sehnsucht nach Freiheit, die immer heftiger und ansteckender wurde, breitete sich im ganzen Lande aus. Sogar Menschen, von denen man es nie erwartet hätte, Menschen, die vertraulich von «unserer Isabel, unserer Victoria, unserem Alfons» sprachen, fanden plötzlich, daß dieses prunkvolle Theater des Königlichen Palastes doch nur eine Jahrmarktsschmiere war, auf der einige verrückte, an Valle-Inclán erinnernde Puppen zappelten. Die reinen Freundschaften begannen brüchig zu werden. Zum erstenmal in diesen Jahren schloß sich der Schriftsteller dem anderen Schriftsteller nicht mehr aus beruflicher, sondern aus politischer Gleichgesinnung an. Alle begriffen nun, daß sie mit dem Königshaus eine alte Rechnung zu begleichen hatten — mit diesem König, der übrigens nie die Intelligenzschicht seines Landes konsultiert hatte. Unamuno, Azarña, Ortega, Valle-Inclán, Pérez de Ayala, Marañón, Machado, Baeza, Bergamín, Espina, Díaz Fernández, um nur einige zu nennen, arbeiteten nun offen «im Dienste der Republik». (Unter diesem Titel formulierte sich dann die Partei, deren sichtbarste Köpfe — Ortega, Marañón, Ayala — am 18. Juli 1936 desertierten, als sie erkannten, daß sich die Politik der weißen Handschuhe im blutigen Antlitz des Feindes beschmutzen mußte, wenn die Republik wirklich gerettet werden sollte.)

Der Schrei, der kraftvoll, wenn auch heimlich, durch das ganze Land zog, strömte plötzlich, von Mut und Heldentum getragen, in der Kehle der Pyrenäen zusammen und brach eines Morgens hervor im Schnee von Jaca: «Es lebe die Republik!» Fermín Galán, ein junger Offizier, rief es, Fermín Galán, den die auflodernde Begeisterung des Volkes in den «Cancionero» der Straße aufnahm. Seinen Illusionen hingegeben, sagte das Volk ein zweites Aufatmen voraus. Die blutige Asche von Galán und García Hernández ließ aus dem Pantheon, in dem sie siebenundfünfzig Jahre geruht hatte, die nur schlafende Freiheit wieder auferstehen. Eine Bluttat hatte das Signal gegeben, obwohl die Stunde noch nicht gekommen war.

Ein Dezembermorgen. María Teresa und ich blickten wie ganz Madrid zum kalten Himmel auf und warteten darauf, daß sich die Flügel der Verschwörer von Cuatro Vientos entschieden. Aber die Flügel, die Gewehre auf sich gerichtet fühlten, sahen sich gezwungen, wieder höher zu steigen und den Flug in Richtung Lissabon fortzusetzen. (In einem der Flugzeuge saß Queipo de Llano, in einem anderen Ignacio Hidalgo de Cisneros: zwei Spanier, die sich endgültig trennen sollten. Der Monarchist Queipo erhob sich gegen den König, der Republikaner Queipo erhob sich gegen die Republik. Hidalgo de Cisneros dagegen,

ein tapferer, zuverlässiger Mann von tadelloser Haltung, kratzte niemals die republikanischen Farben von den Tragflächen seines Kampfflugzeugs. Am 18. Juli ernannte ihn das Volk zum General und Oberbefehlshaber der Luftstreitkräfte.)

In den ersten Monaten des Jahres 1931 klangen ganz Spanien noch die Schüsse in den Ohren, mit denen die Hauptleute Galán und García Hernández hingegerichtet worden waren, und dieser Terror verdüsterte für einige Augenblicke den Weg, auf dem das Land schon vorwärtsschritt. Beinahe die gesamte zukünftige republikanische Regierung saß im Gefängnis, und niemand vermochte sich vorzustellen, daß unter der Erde das Wasser stieg und stieg, das am 14. April 1931 hervorschießen sollte wie bei einem Fest der Wasserspiele und Feuerwerke.

Anfang Februar erschien in Madrid, im Teatro de la Zarzuela, die mexikanische Truppe María Teresa Montoyas. Nach irgendeiner nicht sehr erfolgreichen Uraufführung wollte die große Schauspielerin nun mit einem spanischen Stück ihr Glück versuchen. María Teresa León, die sie in Buenos Aires kennengelernt hatte, brachte mich zu ihr. Sie war eine bleiche, interessante Frau, die keine große Bildung, aber ein starkes dramatisches Temperament besaß. Sie fragte mich, ob ich etwas für sie Brauchbares hätte. Ich sagte ja, «El hombre deshabitado» (Der unbewohnte Mensch), das Stück sei aber noch nicht fertig. Am nächsten Tag las ich es ihr vor. Es gab in diesem Drama neben der Rolle des Mannes noch eine große Frauenrolle: die Versuchung. Die Montoya war begeistert, aber . . . Wäre ich imstande, den noch fehlenden Akt sofort zu schreiben? Ich sah den Himmel offen. Noch in derselben Nacht nahm ich die Arbeit wieder auf, und ich beendete sie in wenig mehr als einer Woche, während die Proben schon begonnen hatten und auf den Straßen schon die Plakate geklebt wurden. Es handelte sich um eine Art Opferspiel, natürlich ohne Opfer, oder vielmehr, wie Díez-Canedo in seiner lobenden Besprechung der Uraufführung schrieb, um eine Moralität, die dem spanisch-portugiesischen Dichter Gil Vicente näher stand als Calderón de la Barca. Der direkte Einfluß der «Engelsgedichte» war zu spüren, obwohl hier nicht die Engel die dargestellten Wesen waren, sondern Der Mensch mit seinen fünf Sinnen in allegorischer Verkörperung, Der Schöpfer in Gestalt eines Nachtwächters, und zwei Frauen: die Ehefrau des Mannes und Die Versuchung, die im Verein mit den Sinnen auf beider Untergang hinarbeitet. Die Uraufführung (am 26. Februar) war zwar keine Hernani-Schlacht, aber immerhin eine recht bedeutende Schlacht. Ich war immer noch der zornige junge Mann — halb Engel, halb Narr — dieser anarchistischen Jahre. Als man beim Schlußaplaus nach mir rief und verlangte, daß ich spre-



chen solle, rief ich daher, indem ich mein schönstes Lächeln wie einen Degen schwang: «Es lebe die Vernichtung! Nieder mit der Verwesung des gegenwärtigen Spaniens!» Damit entfesselte ich einen Skandal sondergleichen. Das Theater spaltete sich von oben bis unten in zwei Parteien. Verwusste und Nichtverwusste beleidigten und bedrohten einander. Studenten und junge Schriftsteller sprangen auf die Sitze und machten einen Heidenspektakel, und man sah, wie Benavente und die beiden Quintero unter Hohn und Gelächter den Saal verließen. Nie wurde einer meiner Gedichtbände so sehr gelobt wie «Der unbewohnte Mensch». Die Kritik — mit Ausnahme der katholischen Zeitungen, die mich gottlos, respektlos und ketzerisch nannten — war einstimmig für mich, wengleich sie meine aus der Proseniumsloge gerufenen «unklugen» Worte verurteilte, da sie sie unnötig fand. Auch außerhalb Spaniens wurde viel von dem Stück gesprochen, und der große Hispanist Jean Camp übersetzte es unverzüglich ins Französische. Die literarische Schlacht der Uraufführung verwandelte sich am Abend der letzten Aufführung in eine politische. Da María Teresa Montoya Mexikanerin und somit Vertreterin eines fortschrittlichen amerikanischen Landes war, veranstaltete man für sie eine Huldigung. Ein volles Theater. Solidaritätserklärungen. Alvarez de Vayo nutzte die Gelegenheit, um von der Bühne aus über das Theater in Rußland zu sprechen und mit deutlichen Anspielungen die geknebelte Existenz Spaniens zu geißeln. José María Alfaro — ach, José María Alfaro, junger Dichter und Freund, später Mitglied des Nationalkomitees der Falange und heute Botschafter Francos in Argentinien! — verlas unter für die Zuschauer überraschenden donnernden Zurufen die Namen der zu Gefängnishaft verurteilten republikanischen Führer, deren Solidaritätserklärungen wir uns vorsorglich im Laufe des Vormittags beschafft hatten: Alcalá Zamora, Fernando de los Ríos, Largo Caballero . . . Unamuno hatte aus Salamanca ein Telegramm geschickt, das wir bis zuletzt aufhoben und das das Publikum buchstäblich von den Sitzen riß und dann in glühender Begeisterung auf die Straße hinaustreten ließ. Als die Polizei kam, war es schon zu spät. Das Theater war leer. Zurückgeblieben war allein, unter den Kulissen abgestellt, das Karussell der unbewohnten Menschen, die in meinem Stück alle jene Wesen ohne Leben darstellten, die leeren Anzüge, in denen niemand steckt, die wir an allen Straßenecken dieser Welt treffen und die uns überall im Wege sind.

Die Spannung dieses Monats März bewirkte, daß die Menschen nur des geringsten Anstoßes bedurften, um auch schon ihren Hoffnungen laut Ausdruck zu verleihen. Alles war ihnen recht: ein Kaffeehauswitz, ein doppelsinniges Lied-

chen, ein Akrostichon in der auflagenstärksten Zeitung. Es war die Zeit der verletzenden Spitznamen. «Gutiérrez», wie der Mann auf der Straße den König nannte, zitterte in seinem Palast. Valle-Inclán und in seiner Nähe die jungen republikanisch gesinnten Schriftsteller der Zeitschrift *Nueva España* verwandelten ihren Stammtisch in La Granja in eine politische Tribüne. Azaña und seine ersten, zurückgezogen lebenden Freunde setzten sich nicht mehr in das in ihrer nächsten Nähe gelegene Café Negresco. Wir wußten, daß die spanische Intelligenzschicht die Idee voll unterstützte und an ihrer Verwirklichung arbeitete. Geheimnisvolle Reisen, von der Fährte ablenkende Verabredungen in eleganten Bars oder in Schenken dienten alle demselben Zweck. Sogar in dem vornehmen, monarchistischen Golf von Puerto de Hierro erklang die alte meuterische Glocke der Republik. Und die Herzogin de la Victoria ohrfeigte bei einem patriotischen Cocktail eine junge Dame, die Tochter eines Grafen, die sich in leicht angeheitertem Zustand erkühnte, eine winzige Trikolore in ihr Haar zu stecken. Die bösen Republikaner, die man immer als gewöhnliche, vulgäre Leute behandelt hatte, trugen nun die Namen von Philosophen, berühmten Professoren, Akademikern und großen Dichtern, die sich auf demokratische Weise mit Studenten- und Arbeiterorganisationen zusammaten. Denn das Proletariat, das in der Ersten Republik den Marsch beschleunigt hatte und durch die kantonalen Erhebungen die Ankunft einer utopischen Freiheit rascher hatte herbeiführen wollen, besaß nun ein stärker ausgeprägtes Bewußtsein und schloß sich im Prozeß seines politischen Wachstums vor allem mit seinen großen sozialistischen Massen rückhaltlos der Bewegung an, die nun bald in Erscheinung treten sollte.

Unsere ersehnte Ruhe war ein Ding der Unmöglichkeit, denn als wir nach Rota zurückkehrten, erwartete uns dort schon ein Telegramm vom Ateneo in Cádiz, in dem ich zu einer Lesung meiner Gedichte eingeladen wurde. Wieder einmal reiste ich auf den Straßen meiner Kindheit.

Dieses Cádiz der Freiheit, der romantischen Verschwörungen und der ersten Freimaurerlogen; dieses Cádiz, das keinen Maurer fand, der imstande gewesen wäre, von seinen Mauern die Gedenktafel der Verfassung von 1812 zu entfernen; dieses selbe Cádiz, das ich vom Kolleg aus wie ein unerreichbares blaues Bild gesehen hatte, wurde nun von einem Ende zum anderen von einem republikanischen Sturm geschüttelt. Die wiedererweckte Folklore der Ersten Republik wagte es, in den Winkeln des «cante jondo», in den verborgenen Schenken in die Saiten ihrer Gitarre zu greifen. Dort lernte ich diese Copla:

*Rafael Alberti: Der Verlorene Hain*

Republikaner ist der Mond,  
Republikanerin ist die Sonne,  
Republikanerin ist die Luft,  
Republikaner bin ich.

Der ganze Leib der Stadt Cádiz regte sich unruhig über dem Meer, als wartete er auf etwas. Am Nachmittag der Lesung konnte das Publikum des Ateneo, in der Mehrzahl Studenten, nicht still sitzen auf seinen Plätzen. Als ich anfangen wollte, sprang plötzlich ein junger Mann auf das Podium und erklärte:

«Rafael Alberti kann in diesem Saal nichts sagen, solange Señor Pemán anwesend ist.»

Tatsächlich befand sich dieser für die Monarchie eingenommene Dichter aus Jerez im Saal. Ich hatte ihn nie zuvor gesehen. Als ich ihn aufforderte zu gehen, war er schon nicht mehr da. Er war klug genug gewesen, den Saal sofort zu verlassen. Mein Vortrag steigerte sich um einige Grade, als ich zur «Elegia cívica» kam. Türen und Wände zitterten. Zuletzt wagte ich mich mit einer der Romanzen zu Ehren des Helden von Jaca hervor:

Schwarze Nacht, sieben Jahre  
schwarzer Nacht ohne Mond.  
Primo de Rivera schläft  
seinen Schlaf der grünen Traube.  
Seine Majestät geht auf die Jagd:  
tötet Läuse und Flöhe  
und besteigt Stuten, die bald  
nicht einmal mehr Eselinnen sein werden.

Großer Erfolg, Applaus, Hochrufe, Befürchtungen seitens einiger Damen. Am folgenden Tag baten mich demonstrierende Studenten, dieselben, die im Ateneo gewesen waren, mitten auf der Straße eine andere Episode aus den «Romanzen» über Fermín Galán vorzutragen. Ich tat es lauthals, auf einem Tisch des Cafés stehend, vor dem wir uns gerade befanden, während das Gesetz, vertreten durch einige armselige Polizisten von der Sorte, die in den Zarzuelas «guindillas» genannt werden, verblüfft zuhörte und gar nicht auf den Gedanken kam, daß man uns mit dem Säbel leicht hätte auseinandertreiben können.

Voller Freude und mit dem Eindruck, daß etwas Neues, Ernstes unmittelbar bevorstand, kehrten wir nach Rota zurück. Dort arbeiteten wir in Ruhe weiter, lagen in den Dünen, liefen barfuß den Strand entlang, weit weg von den Wahl-sorgen, die ganz Spanien in Atem hielten.

Bald wurde das alles anders. Irgend jemand rief uns aus Madrid an und schrie: «Es lebe die Republik!»

Es war ein in der Sonne leuchtender Mittag. Ein Frühlingsdatum: der 14. April. Überrascht und erregt liefen wir auf die Straße und sahen zu unserem noch größeren Erstaunen, daß auf dem kleinen Turm des Rathauses von Rota eine alte Fahne der Republik von 1873 ihre drei Farben vor dem andalusischen Himmel entfaltete. Gruppen von Bauern und anderen friedfertigen Menschen kommentierten das Ereignis an den Straßenecken, und ihre Gespräche wurden übertönt von einer leiernden «Marseillaise», die irgendein ungeduldiger Republikaner auf seinem Grammophon spielte. Und während ganz Madrid feiernd durch die Straßen zog und mit bildlichen Darstellungen und Liedern die Dynastie verspottete, die im Auto in Richtung Cartagena floh, stand in Rota ein armer Polizist an die sonnenbeschienene, von Fliegen übersäte Mauer seiner kleinen Kaserne gelehnt und sagte niedergeschlagen und mit Kopfschütteln:

«Nichts! Nichts! Daran gewöhne ich mich nie! Daran gewöhne ich mich nie!»  
«Mann, woran gewöhnst du dich nie?» wollte der andere wissen, der mit ihm Dienst hatte.

«Woran wohl? Daß wir keinen König haben. Mir kommt es so vor, als fehlte etwas.»

Abermals und wie immer — ich begann nun klar zu sehen — zwei Spanien: die gleiche Mauer des Nichtverstehens trennte uns. (Eine Mauer, die sich eines Tages in einen großen Blutstrom auflösen sollte.) María Teresa und ich sprachen darüber, während wir nach Madrid fuhren. Die neue Fahne war vor einer Stunde erst gehißt worden, als sich auch schon die Besiegten zu rühren und eine Bürgerkriegsstimmung zu schüren begannen. Die Republik war ausgerufen worden unter jubelndem Beifall und Feuerwerksraketen. Das Volk, das seine alten Leiden, seinen alten Hunger vergaß, tanzte mit kindlicher Ausgelassenheit auf den Straßen und attackierte wie in einem Spiel die Könige aus Bronze und Granit, die regungslos im Schatten der Bäume standen. Die Königin und die Prinzen, die, ein wenig von den Ihren verlassen, im Palacio de Oriente zurückgeblieben waren, beschützte dasselbe gute, edle Volk. Niemand kann sagen, man habe sein Haus gestürmt, seinen Besitz gestohlen, die Banken geplündert oder auch nur ein Huhn geschlachtet. Der einzige ernstere Zwischenfall, an den ich mich erinnere, war ein Steinwurf gegen die Fenster des Wagens des Dichters Pedro Salinas, der in Begleitung des französischen Schriftstellers Jean Cassou die Calle de las Cibeles hinauffuhr. Alles ging ruhig und vernünftig vor sich. Im Rahmen der strengsten Gesetzlichkeit — wie die Leute damals immer

wieder befriedigt feststellten — war die Republik errichtet worden. Die Worte Azañas klangen gut:

«Es ist erschütternd zu denken, daß die Republik des Jahres 1931 kommen mußte, damit in der Verfassung endlich, zum ersten Mal, eine verfassungsmäßige Garantie (die Garantie der Freiheit des Individuums) verankert wird, die die Kastilier schon 1529 forderten.»

Die Intellektuellen, die Literaten, die Künstler im allgemeinen waren voller Zuversicht. Schon konnten die bis dahin verbotenen Werke aufgeführt werden. Irene López Heredia brachte «Farsa y licencia de la reina castiza» (Betrug und Zügellosigkeit der keuschen Königin) von Valle-Inclán auf die Bühne, um sich um die Republik verdient zu machen, aber sie konnte uns nicht täuschen. Die republikanische Schauspielerin, die wahre Freundin der Dichter und Schriftsteller, war Margarita Xirgu. Sie brachte als erste Azañas «La corona» (Die Krone) und meinen «Fermín Galán» zur Aufführung.

Ich suchte, zurück in Madrid, voll staatsbürgerlicher Begeisterung sogleich Margarita auf und schlug ihr vor, meine Romanzen über den Helden von Jaca in ein Bühnenwerk umzuschreiben, ein einfaches, volkstümliches Stück, in dem ich mich mehr als an die historische an jene Wahrheit halten wollte, die, von den Leuten entstellt, bereits den Schein der Legende annahm. Ein gefährliches Abenteuer, denn die Wahrheit war deutlich zu sehen, während die Legende noch nicht klar umrissen war. Ich machte mich ernsthaft an die Arbeit. Mein Plan war eine Art Moritat, ein Bänkelsängerlied, ein großes, starkfarbiges Gemälde wie die, mit denen man auf den Märkten das Verbrechen des Tages erklärte. Voller Einfachheit und beinahe ohne es zu wissen, begann ich so, mein erstes politisches Werk zu schreiben. Als die Xirgu die ersten beiden Akte angenommen hatte und ich eben erst den dritten entwarf, wurde «Fermín Galán» bereits auf den Plakaten des «Teatro Español» angekündigt.

Unterdessen trat ich während einer der Proben meines Stücks in näheren Kontakt zu Don Miguel de Unamuno, dem ich schon eines Morgens in La Granja el Henar vorgestellt worden war. Ich lud ihn in unser Haus in Rosales ein — dessen Balkon auf die Steineichen von El Pardo ging und dessen Fassade dem Escorial vor dem Himmelblau der Berge der Guadarrama zugewandt war —, jedoch unter der Bedingung, daß er uns etwas vorlas — was er wollte, seine letzten Gedichte etwa . . .

«Nein, hören Sie», unterbrach er mich. «Ich lese Ihnen lieber mein letztes Theaterstück vor, das ich erst im Entwurf stehen habe: ‚El hermano Juan‘ (Der Bruder Juan). Es wird Sie interessieren.»

Ein wunderbarer Nachmittag in meiner Erinnerung! Wir hatten außer ihm nur César Vallejo eingeladen, den traurigen, tiefen peruanischen «Cholo»-Dichter, der damals als politisch Verfolgter in Spanien Zuflucht gefunden hatte. Mehr als auf den Sinn von «El hermano Juan» achtete ich auf die schöne Gestalt Unamunos, auf den edlen Ausdruck seines Gesichts und auf den feurigen Eifer, den er in die endlose Lektüre seines Entwurfs legte, in dem oft die Seiten durcheinandergeraten waren oder fehlten, so daß Don Miguel mit Erklärungen überbrücken mußte. Nein, ich achtete nicht auf das Werk, von dem ich nicht einmal weiß, ob er es je veröffentlichte. Ich erinnere mich heute auch nicht mehr daran, denn wie ich schon sagte, beeindruckte mich mehr das Schauspiel, das mir dieser kraftvolle alte Mann bot, sein großartiges Beispiel an Gesundheit, Energie, Fruchtbarkeit und Begeisterung. Als er nach beinahe drei Stunden sein Drama für beendet erklärte, hatte er noch genug Geist und Schwung, um wie ein Kind in seinen Taschen nach den kleinen Zetteln zu suchen, auf die er seine Gedichte kritzelte, die ihm irgendwo mitten auf der Straße einfelen und die er dann unter einer Laterne oder an den unwahrscheinlichsten Orten rasch notierte. So entzifferte er uns an diesem Nachmittag in unserem Heim im Schein der letzten Sonne über den Bergen ein strenges, schönes Gedicht über den Büffel der Höhle von Altamira und ein Wiegenlied für seinen neugeborenen Enkel, das bezaubernd war in seiner musikalischen Beschwingtheit — ein seltener Vogel in seinem Garten der harten Gräser und rauhen Winde. (Ich bewahre in meiner Erinnerung noch andere Bilder von Don Miguel auf, aber sie gehören in den nächsten Band meiner Memoiren.)

Wenige Tage nach dieser Begegnung mit Unamuno wurde «Fermín Galán» uraufgeführt. Am ersten Juni. Margarita war die Mutter des Helden, den Pedro López Lagar darstellte, ein junger Schauspieler, der schon viel von sich reden machte. An diesem Abend versammelten sich, wie vorauszusehen, vor allem die Republikaner im Theater, aber auch die Monarchisten erschienen in großer Zahl. Sie verteilten sich auf den ganzen Zuschauerraum und waren fest entschlossen, Krawall zu machen. Während des ersten Aktes ging alles gut, aber als im zweiten die Szene kam, in der ich die ausgefallene Idee gehabt hatte, die heilige Jungfrau mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett auftreten zu lassen, die den unglücklichen Aufständischen zu Hilfe eilte und laut den Kopf des Königs und des Generals Berenguer verlangte, da protestierte das ganze Theater heftig: die atheistischen Republikaner, weil sie nichts mit der heiligen Jungfrau zu tun haben wollten, und die Monarchisten, weil ihnen derartige kriminelle Empfindungen, wie ich sie der Gottesmutter unterstellte, entsetzlich erschienen.

Das Schlimmste kam aber erst noch: die Szene mit dem Kardinal — Monsignor Segura —, der auf einem Fest im Palast des Herzogs betrunken ein Küchenlatein im Molièreschen Stil von sich gab. Angesichts dieser Lästerung konnten die Feinde nicht mehr an sich halten. In ganzen Wellen rückten sie von überallher stoßend und schreiend auf die Bühne zu. Zum Glück gab irgend jemand hinter den Kulissen den Befehl, so schnell wie möglich den eisernen Vorhang herunterzulassen, der sonst nur im Falle eines Brandes verwendet wird. Margarita, an diesem Abend eine Agustina von Aragon, hatte, da das Publikum bereit war, das Stück bis zum Ende zu sehen, trotzdem noch den Mut, den Epilog zu spielen, und sie erntete zuletzt Beschimpfungen aller Art, aber auch Beifall für ihre außergewöhnliche Beherrschung und ihren verdienten Ruhm.

Die Kritiken über «Fermín Galán» unterschieden sich sehr von denen, die ich für «Der unbewohnte Mensch» bekommen hatte. Die katholischen Zeitungen forderten mehr oder weniger meinen Kopf, die republikanischen sparten zwar nicht mit Lob für einige Stellen des Stückes, wiesen aber auf seine augenscheinlichen Fehler hin, als deren größten sie das Fehlen der historischen Perspektive betrachteten, die nötig gewesen wäre, um Vorfälle, die sich eben erst ereignet hatten, auf die Bühne zu bringen. Das war zum Teil richtig. Mein größter Irrtum bestand jedoch zweifellos darin, daß ich eine Moritat, deren wirkliche Bühne ein Dorfplatz hätte sein müssen, einem bürgerlichen und aristokratischen Publikum vorsetzte, das noch voreingenommen und in gewisser Hinsicht parteiisch war und in dem, ohne daß es ihm bewußt wurde, schon alle Keime vorhanden waren, die sich im Laufe weniger Jahre entwickeln und zu dem blutigen Gemetzel führen sollten, das mit dem Zusammenbruch der neuen Republik endete. Wenige Tage nach der Uraufführung hielt eine aristokratische Kutsche in der Einfahrt des Retiro. Eine sehr elegant gekleidete Dame — schwarze Mantilla und Gebetbuch — entstieg ihr. Im Schatten der Bäume ging eine sehr einfache Frau still spazieren. Die Elegante trat auf sie zu. «Sind Sie Margarita Xirgu?» Und bevor die Schauspielerin antworten konnte: «Da! Das ist für „Fermín Galán!“» Damit gab sie ihr eine Ohrfeige und lief davon.

Das Stück blieb beinahe den ganzen Juni auf dem Spielplan. Mag sein, daß es niemandem nützte, aber mir diente es trotz seines geringen Erfolges dazu, mich zu ermutigen und in den Zustand der Opferbereitschaft zu versetzen. Ich hatte die nun klare und leuchtende Sache des Volkes vor Augen.

*Aus dem Spanischen von Joachim A. Frank*